

Schlesische Monatshefte

Blätter für Kultur und Schrifttum der Heimat

Nummer 3

März 1929

Jahrgang VI

**Zweite werbende Veranstaltung
der „Schlesischen Monatshefte“**

Das junge Schlesien

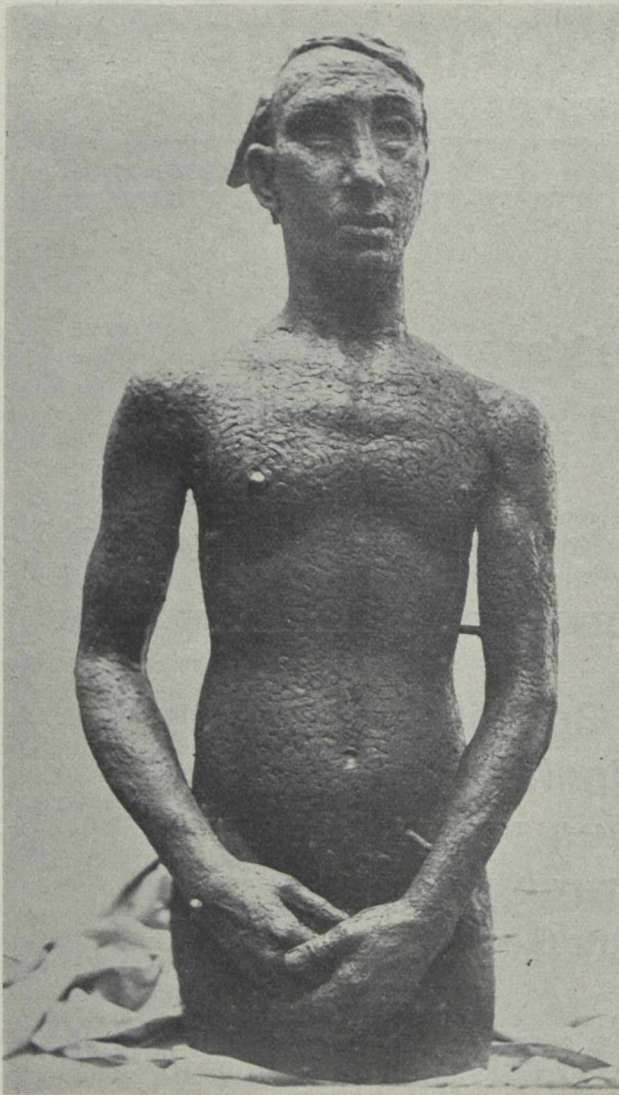
**Ausstellung von Gemälden und
Plastiken schlesischer Künstler
in den Räumen des ehemaligen
Generalkommandos
Schweidnitzer Straße Nr. 24/25**

Vom 3.—20. März 1929

10 Uhr bis zum Eintritt der Dunkelheit

**Eröffnung vor geladenen Gästen: Sonntag, den
3. März, 11 Uhr ♦ Von 12 Uhr an ist die Aus-
stellung für jedermann geöffnet**

**Der Eintritt beträgt 1 Mark; für Studierende, Mitglieder des Humboldt-
vereins, der Volkshochschule, der ev. Volkshochschule, der Breslauer
Volksbühne u. des Bühnenvolksbundes 0.50 M. (einschl. illustr. Katalog)
Abonnenten der Schlesischen Monatshefte haben freien Eintritt.
Als Ausweis dient das Märzheft der „Schlesischen Monatshefte“**



Katalog-Nr. 25. Joachim Karsch:
Träumender Jüngling

DAS JUNGE SCHLESISIEN

Im Januar vorigen Jahres eröffnete der Kulturbund Schlesien für die von ihm herausgegebenen Schlesischen Monatshefte eine erste werbende Veranstaltung. Sie war einem weitbekannten Maler, Herrn Professor v. Kardorff, gewidmet, von dem sie anlässlich seines Fortganges

von der Breslauer Akademie eine Sammlung seiner Bilder zur Schau brachte. Der lebhafteste Erfolg dieser Ausstellung ließ allgemein den Wunsch rege werden, ihr eine zweite folgen zu lassen, denn um Kunstausstellungen ist es bekanntlich in Breslau schlecht bestellt; hier konnten die Schlesischen Monatshefte über ihre literarische Werbung hinaus einen praktischen Dienst an dem kulturellen Leben unserer Provinz erweisen. Als Thema dieser zweiten Veranstaltung bot sich ganz ungezwungen die Berücksichtigung der jüngeren schlesischen Künstler, die, nicht durch ein Lehramt herausgehoben und begründet, um äußere Anerkennung wie um wirtschaftlichen Bestand noch zu ringen haben, doppelt zu ringen in einer Notzeit, die sich der Kunst unwilliger erschließt und die selbst bei gutem Willen zu ihrer Förderung nicht immer die Mittel besitzt. Hatten wir bei unserer Kardorff-Ausstellung noch mit den kleineren Räumlichkeiten auskommen können, die die Kunsthandlung Wenzel freundlichst darbot, so brauchten wir diesmal größeren Platz und fanden ihn in den Erdgeschoß-

Zimmern des alten Generalkommandos, die uns von der Firma Leonhard Tietz in Köln bereitgestellt wurden.

Der so in beträchtlichem Umfange zur Verfügung stehende Raum sollte uns aber nicht dazu verführen, die Sammlung der Kunstwerke allzuweit auszudehnen. So gewiß die weit-schichtig angelegten juryfreien Ausstellungen ihre Daseinsberechtigung haben, weil sie bisweilen zur Entdeckung eines bisher namenlosen Talents führen: in dieser Ausstellung kam es nicht darauf an, unbekannte Künstler ans Licht zu ziehen, sondern solche, die schon in Ausstellungen günstig hervorgetreten, zu sammeln, um einen Überblick über die sich im Augenblick entfaltenden künstlerischen Kräfte unserer Provinz zu geben. Jeder Bildhauer oder Maler sollte auch nur mit einer ganz geringen Anzahl von Werken vertreten sein, wobei wir weniger Wert darauf legten, gerade die neueste Arbeit zu zeigen, als vielmehr den Künstler mit ein paar ausgewählten Werken nach seiner markantesten Seite herauszustellen.

Nun wird nicht behauptet, daß sich außer den hier ausstellenden Künstlern noch weitere junge Begabungen nicht finden ließen. Vor allem aus der Provinz wurden nur einige Wenige herangeholt, um die technischen Schwierigkeiten der Ausstellung nicht zu sehr anwachsen zu lassen. Von den Breslauer Künstlern konnte die Sammlung naturgemäß in weiterem Umfange erfolgen, ohne auch hier eine Vollständigkeit verbürgen zu können. Wichtiger schien uns, mit dem hier Dargebotenen einer breiteren Öffentlichkeit zu zeigen, daß unser künstlerischer Nachwuchs gesund und lebenskräftig ist und daß er der starken Talente nicht entbehrt. An unserer Heimat ist es nun, diesen Künstlern eine Basis des Verstehens, eine Basis zugleich des wirtschaftlichen Bestandes zu sichern, um diese Kräfte weiter zu entwickeln und in das Höchstmaß ihrer Leistungsfähigkeit zu steigern. Sehr erfreulicherweise ist ja in den letzten Jahren die Unterstützung zeitgenössischer Künstler mehr und mehr eine Angelegenheit der Behörden geworden und wir erhoffen auch diesmal von ihnen eine Förderung unserer jungen schlesischen Kunst.

Bei der Anlage des Katalogs haben wir die Daten und Geburtsorte der Künstler hinzugefügt; möge sich so mancher Heimatsort des in seinen Mauern erzogenen Sohnes erinnern, um ihn mit Aufträgen zu versehen. Auch haben wir zu jedem Werke den Geldwert gesetzt, damit der Käufer sich keine übertriebenen Vorstellungen von der Höhe heutiger Bilderpreise mache oder aus Scheu, nach dem Preise zu fragen, den aufkeimenden Wunsch, solch ein Werk zu besitzen, gleich wieder in sich erstickte.

Endlich bleibt uns noch übrig, allen denen zu danken, die uns bei dieser Ausstellung helfend zur Seite gestanden haben. In erster Linie dem Kulturbund Schlesien, der durch seine Förderung der Schlesischen Monatshefte überhaupt erst die Möglichkeit zu dieser Ausstellung gegeben hat. Sodann der Firma Leonhard Tietz in Köln, welche uns kostenfrei ihre Räumlichkeiten zur Verfügung gestellt hat; der Gesellschaft der Kunstfreunde, die uns bei der Beschaffung dieser Räume behilflich war, den Künstlern, die unserer Einladung in geschlossener Einmütigkeit gefolgt sind und endlich Fräulein Bartsch, die um der guten Sache willen das Plakat der Ausstellung entworfen und vervielfältigt hat.

Die Schriftleitung der Schlesischen Monatshefte
Landsberger

KATALOG

der Ausstellung

DAS JUNGE SCHLESISIEN

Aschheim, I.

geb. 14. 10. 92 in Margonin (Posen)

- 1 Landschaft RM. 500,—
- 2 Tuschzeichnung RM. 175,—
- 3 Herrenbildnis

Busch, Hugo

geb. 2. 5. 04 in Breslau

- 4 Springendes Pferd, Terrakotta . RM. 50,—
- 5 Bison, Terrakotta Privatbesitz

Blaauw, Marianne

geb. 13. 8. 05 in Lunow (Mark Brandenburg)

- 6 Portrait, Fräulein Kelling . . Unverkäuflich
- 6a Kinderkopf, Bronze RM. 750,—

Braun, Willi

geb. 28. 1. 93 in Breslau

- 7 Fischerhäuser in St. Tropez . . RM. 500,—

Buchwald, Alfred

geb. 10. 7. 94 in Breslau

- 8 Ofenstillleben RM. 600,—
- 9 Ausblick RM. 600,—

Diesener, Hermann

geb. 9. 12. 00 in Breslau

- 10 Sitzende, Plastik
- 11 Kleinplastik, Eisenklinker . . . RM. 150,—

Ephraim-Marcus, Käte

geb. 16. 8. 92 in Breslau

- 12 Am Neumarkt RM. 450,—
- 13 Straßenbild aus Paris RM. 900,—

Haberfeld, Alfred

geb. 29. 10. 86 in Marburg

- 14 Liebespaar RM. 800,—

Heerde, W.

geb. 21. 9. 98 in Neustadt O/S

- 15 Arbeiter, Gips. Ausführ. in Bronze RM. 250,—
- ,, in Holz . RM. 150,—

Henschel, Arno

geb. 14. 1. 97 in Görlitz

- 16 Junge im Raum Privatbesitz
- 17 Schneideratelier RM. 800,—

Heyduck, G. P.

geb. 4. 4. 98 in Gleiwitz

- 18 Stilleben mit Äpfeln RM. 400,—
- 19 Bildnis des Dichters
Max Herrmann-Neiße RM. 650,—

Hoffmann, A. B.

geb. 19. 7. 95 in Breslau

- 20 Landschaft RM. 500,—

Jahr-Queißer, Grete

geb. 28. 12. 99 in Strehlen

- 21 Mädchen mit Ball
- 22 Selbstbildnis

Kalina, O.

geb. 24. 1. 93 in Mittelwalde

- 23 Blick auf den Hof RM. 200,—
- 24 Blick auf den Gläserberg RM. 200,—

Karsch, Joachim

geb. 20. 6. 97 in Breslau

- 25 Träumender Jüngling RM. 1500,—
- 26 Betendes Mädchen RM. 1500,—

Kleinert, Gertrud

27 Landschaft RM. 250,—

Kowalski, L. P.

geb. 1. 8. 91 in Neuheiduck

28 Italienisches Dorf RM. 320,—

29 Truthähne RM. 320,—

Leitgeb, Erich

30 Bild mit zwei Mädchen. RM. 720,—

Mekler, Helge

geb. 21. 4. 01 in Breslau

31 Torso im Besitz des
Oberpräsidiums zu Breslau . RM. 250,—

32 Sitzende Frau, Terrakotta . . . RM. 150,—

Myrtek, Th.

geb. 28. 12. 88 in Beuthen O/S

33 Knabe mit Buch, Modell zu den
Schulkinderfiguren an der
Zimpeler Schule

34 Bergarbeiterkopf aus Naturkohle Unverkäuflich

35 Liegende Bergarbeiterin,
Terrakotta RM. 650,—

Nerlich, Georg

geb. 6. 1. 92 in Oppeln

36 Hotel Beau Rivage in Genf . . . RM. 800,—

37 Alte Kirche in Grenoble RM. 200,—

38 Café in Grenoble RM. 150,—

Neumann, Gerhard

geb. 15. 8. 07 in Oppeln

39 Die Nonne

Oberländer, Hans, E.

geb. 10. 4. 85 in Rostock

40 Fürsorgezöglinge RM. 1000,—

41 Mein Rahmentischler RM. 1200,—

Paschke, W

geb. 18. 12. 88 in Bojanowo

42 Die Neugeborenen. 2. Fassung . RM. 450,—

Petzold, Hugo

geb. 16. 5. 88 in Breslau

43 Stilleben mit weißer Vase . . . RM. 300,—

44 Stilleben mit roter Schachtel, Privatbesitz

Ressel, Artur

geb. 25. 5. 96 in Gablonz

45 Landschaft 1921 RM. 500,—

46 Bildnis meiner Eltern Unverkäuflich

Schneider, Herm.

geb. 11. 11. 97 in Tiefhartmannsdorf

47 Bildnisbüste,
Kommerzienrat Krumbhaar. Unverkäuflich

48 Stehender Mann

Schnürpel, Herbert

geb. 12. 9. 90 in Breslau

49 Gehöft RM. 600,—

50 Wasserträgerin RM. 500,—

51 Ährenleserin RM. 850,—

Stryi, Gerda

52 Landschaft RM. 300,—

Wadepful, Walter

geb. 11. 5. 01 in Putzar

53 Kopfplastik, Dr. G., gebr. Ton
Privatbesitz RM. 450,—

54 Büste Hirschel-Prottsch, Bronze RM. 450,—

55 Stehende, Bronze RM. 250,—

56 Stehende, Bronze RM. 250,—

v. Websky, W.

geb. 29. 9. 95 in Berlin

57 Stilleben RM. 400,—

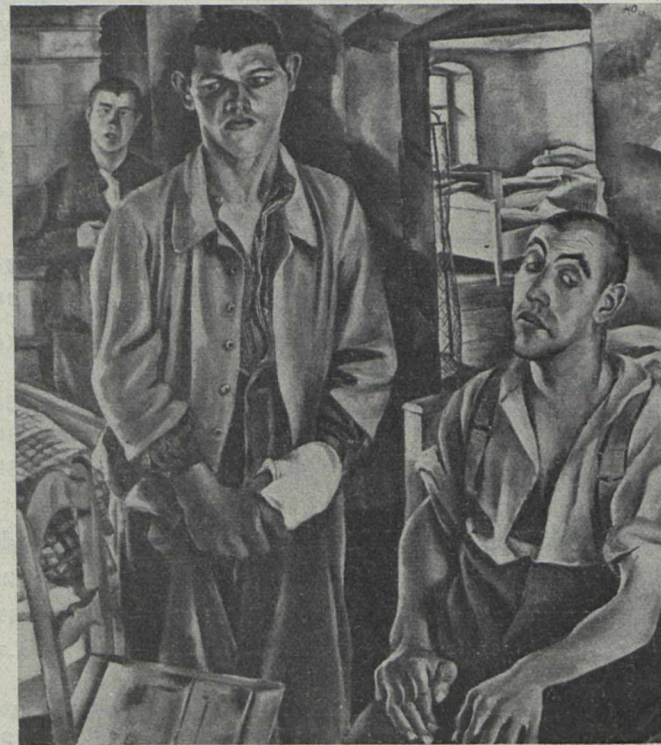
58 Landschaft RM. 350,—



AUSSTELLUNG „DAS

Vom 3. bis 20. März

Katalog Nr. 19
G. P. Heyduck: Bildnis des Dichters
Max Herrmann-Neiße



Katalog Nr. 40
Hans E. Oberländer:
Fürsorgezöglinge

98

JUNGE SCHLESILIEN“

im alten Generalkommando



Katalog Nr. 31
Helge Mekler: Torso



Katalog Nr. 51
Herbert Schnürpel:
Ährenleserin

99



Katalog Nr. 29

Ludwig Peter Kowalski:
Truthähne

Katalog
Nr. 8



Alfred
Buchwald
Ofen-
stilleben

100

Kinderhilfe in Schlesien

Von Eberhard Giese, Direktor des Wohlfahrtsamts Görlitz

Wenn man gegenüber der Wohlfahrtspflege der Nachkriegszeit den Vorwurf der Unstetigkeit und Ziellosigkeit erhebt, oder ihr gar vorhält, daß sie sich allzusehr von Modeströmungen beeinflussen läßt, so vergißt man das ungeheuerliche Auf und Ab des Lebens seit 1914. Man vergegenwärtigt sich nicht mehr, mit welcher Ratlosigkeit wir jedem hereinbrechenden neuen Geschehen gegenüberstanden. Wie hilflos sah uns die Zeit des Währungsverfalls! Wer in der Wohlfahrtspflege die Pflicht des Staates oder einer Gemeinschaft sieht, von Grund auf zu heilen, statt nur letzte Notlagen abzustellen, dem ist die erzwungene Symptombekämpfung eine schmerzliche Scham. Schwer ist die Forderung des heutigen Wohlfahrtsrechts, „daß die Fürsorge rechtzeitig einsetze, daß sie der Notlage nachhaltig entgegenwirke und jeden Fall nach seiner Eigenart behandle“, in Einklang zu bringen mit der früher unbekanntenen Erscheinung der Massennotstände, die nur durch Massenmittel und notwendig summarisch (mechanisch) bekämpft werden können.

Man hat daher frühzeitig mit einer von natürlichem Instinkt getriebenen Hast nach Hilfsmitteln gesucht, die vorbeugen sollten, um spätere kostspielige Fürsorge zu verhindern. Dabei ist man vielleicht unter den Auswirkungen der Bewegung des vorigen Jahrhunderts, das man mit wenig Recht „Das Jahrhundert des Kindes“ nannte, vor allem auf die Kinderhilfe verfallen. Es sei an die Sammlungen für Ferienkolonien, die Blumentage vor dem Kriege, die großzügige Quäkerhilfe und den Kinderaustausch mit dem Auslande und die Unterbringung der Stadtkinder auf dem Lande erinnert. Wenn man nach einer Marke für diese emsige, warmherzige Kinderfürsorge suchte, könnte man dafür das Bild der Lokomotive wählen. Monat für Monat durchrasten von der starken Lebenshoffnung eines ganzen Volkes begleitete Kinderzüge durchs Land. Vom Flachland zu den Bergen, vom Gebirge zur See. Kinderheime entstanden, wie in den Gründerjahren Mietskasernen. Und manches Kind hat sich Kraft und rote Wangen geholt.

Mit der fortschreitenden Festigung unserer Wirtschaft ebte die Kinderverschickung ab; vor allem auch, weil es galt, die Mittel der Wohlfahrtspflege weise zu beschränken und mit den Einnahmen in Einklang zu bringen. Heute steht manches Kinderheim leer. Dafür bemühen sich Kommunen und Vereine, für die noch immer unter den Kriegsfolgen und unter der Wohnungsenge leidenden Kinder Erholungsmöglichkeiten zu schaffen, die sich mit beschränkten Mitteln für eine möglichst große Zahl durchführen lassen. Man schickt im allgemeinen nur noch wirklich kranke oder doch in der körperlichen Entwicklung schwer gehemmte Kinder in See- oder Gebirgsheime, um den Klimawechsel wirken zu lassen, und sucht für die übrigen, nur erholungsbedürftigen Kinder diese Auffrischung in der Nähe der Heimat zu erreichen. Man hat dieses Unternehmen unter dem Begriff „Örtliche Erholungsfürsorge“ eingegliedert.

Seit Jahren hat das Landesjugendamt Niederschlesien diese Bestrebungen zielbewußt gefördert und mit reichen Mitteln unterstützt. In der ersten Veröffentlichung des Landesjugendamtes „Örtliche Erholungsfürsorge“ (1926) sind wertvolle Winke aus der Praxis der letzten Jahre gegeben.

Alljährlich veranstaltet das Landesjugendamt einen besonderen Lehrgang für Fürsorge-
rinnen der Jugend- und Wohlfahrtsämter und für ehrenamtliche Helferinnen. Diese Kurse
erfreuen sich steigender Beliebtheit und sind das Vorbild geworden für ähnliche Schulungsarbeit
in den Kreisen und Gemeinden. Denn es kommt ja hier, wie auch in anderen Zweigen der
Wohlfahrtspflege, nicht allein auf den guten Willen an. Wer Kinder während der Sommerwochen
körperlich betreuen und auch geistig fördern will, muß wohlgerüstet sein. Die Anforderungen,
die solche Kindergruppen an ihre Führer und Führerinnen stellen, sind nicht gering. Die acht-
tägigen Kurse, die das Landesjugendamt alljährlich im Boberhaus in Löwenberg veranstaltet,
bringen Vorträge und Arbeitsgemeinschaften von Ärzten, Pädagogen und Verwaltungsfachleuten
über die hygienischen Mindestforderungen der örtlichen Erholungsfürsorge, über die praktische
Durchführung dieser Kinderfürsorge in städtischen und in ländlichen Verhältnissen, über die
rechte Auswahl der Kinder, die in diese Fürsorge gehören, Ernährungsfragen, pädagogische
Fragen, die Frage, wie Mittel zu beschaffen sind, Feste zu feiern und das Elternhaus entsprechend
zu beeinflussen ist. Dazu kommen praktische Übungen auf diesen Gebieten, wobei hygienische
Gymnastik, volkstümliche Übungen und Spiele im Vordergrund stehen. Diese Aufzählung
zeigt schon, daß nicht ins Blaue hinein „gefürsorgt“ und gewirtschaftet werden darf, sondern,
daß von allen Helfern ernste Vorarbeit geleistet werden muß, ehe ihnen Kinder anvertraut werden.
Mit der Zahl dieser „Erholungskinder“ wächst die Verantwortung.

Eine große Schwierigkeit, die an jedem Ort besonders zu lösen ist, bietet die Geländefrage.
Da die Kinder im allgemeinen nur tagsüber gehegt, gepflegt und beschäftigt werden und abends
wieder ins Elternhaus zurückkehren, heißt es einen Platz zu finden, der zwar frei, unbehelligt von
Verkehr und Stadtlärm, von Busch oder Wald umgeben liegt, aber auch leicht in höchstens einer
halben Stunde Anmarsch oder Fahrt zu erreichen ist. Sagan hat ein geradezu ideal gelegenes
Wäldchen an der Stadtgrenze zu einem wahren Kinderpark umgewandelt. Mitten im Kiefernwald
ist ein Planschbecken mit Brausen, sind Liege- und Spielhallen, grüne Spielplätze, ein Arzthäusel,
eine Küche und schattige Waldverstecke angelegt, wo vierhundert Kinder in ihren bunten
Sonnenkitteln geradezu paradiesisch hausen, ohne daß man je den Eindruck einer Massen-
veranstaltung empfängt. Die Kinder des Industriebezirks Waldenburg fahren, soweit die
Gemeinden nicht eigene Einrichtungen getroffen haben, aus allen Richtungen des Reviers zu den
Waldheimstätten unterm Hochwalde. Sie nehmen jeden Morgen am Marktplatz in Weißstein
ihre Lodenmäntel in Empfang, und wenn nur entfernt eine Regenwolke droht, dann werden
diese Mäntel in feierlichem Pflichtbewußtsein angezogen, die Kapuzen über den Kopf
gezogen und lange Züge von Wichtelmännlein und -weiblein ziehen durch den Wald dem
Kinderheim zu.

Rund fünfzig Städte und Industriegemeinden in der Provinz haben in den letzten Jahren
örtliche Erholungsfürsorge für ihre Kinder eingerichtet. Auch in ländlichen Gemeinden findet
die Erholungsfürsorge immer mehr Eingang; denn es ist ein Vorurteil des Städters, als sei das
Land an sich eine ständige Erholungsquelle. Es ist sie oft für die Großstädter, die als Sommer-
und Wintergäste aufs Land gehen; nicht aber ohne weiteres für die Landbewohner. Sie leiden
unter der Wohnenge, unter schlechten Wohnungen, dem Mangel an Spiel- und Tummelplätzen
für die Jugend oft mehr als manche fortschrittliche Stadtgemeinde, und der Gesundheitszustand

Von der Görlitzer Erholungsfürsorge



Bei der Morgenmahlzeit



Die Heimkapelle



der Landjugend ist keinesfalls überall so überragend gut. Freilich begegnet die Einrichtung solcher Erholungsfürsorge in Landgemeinden meist ungleich größeren Schwierigkeiten, vor allem wegen des Mangels geeigneter Persönlichkeiten und Vereine, die als Unternehmer oder persönliche Helfer eine solche Fürsorge tragen können. Recht gute und wirksame Veranstaltungen örtlicher Selbsthilfe sind mir aus dem Kreise Sprottau, aus dem schon erwähnten Sagan und aus Bunzlau bekannt geworden.

Die Stadt Görlitz hat schon vor Jahren das Schloß und den Gutshof Daubitz in großzügiger Weise als Kinder-Erholungsheim ausgebaut, nachdem bereits 1918 Stadtmedizinalrat Dr. Herford in einem Aufsatz „Gesundheitliche Kinderfürsorge am Heimatort“ in der Münchner Medizinischen Wochenschrift auf die unleugbaren Vorteile und die Wirtschaftlichkeit dieser Art der Gesundheitshilfe für das Kind, vor allem das Kleinkind, hingewiesen hatte.

Die hier gezeigten Aufnahmen aus der Görlitzer Erholungsfürsorge 1928 sollen einige Augenblicke vom Tagesablauf und den wesentlichen Phasen dieser Fürsorge festhalten. Wir sehen die Kinder bei der Morgenmahlzeit, lauschen mit ihnen der Heimkapelle, die mit mehr Ausdauer als Kunst, aber immer mit Inbrunst, für Marsch- und Standmusik sorgte, und dürfen auch als Zuschauer bei dem aufregenden Märchenspiel „Zwerg Nase“ zuschauen. Die im Anfang nicht sehr beliebte, aber später doch zur Gewohnheit gewordene Mittags-Liegekur brachte die zappelnden Geister wenigstens für zwei Tagesstunden zur Ruh. Die Kinder tragen einfache bunte Luftkittel, die den Rücken frei lassen. Es wird darauf gehalten, daß sie ordentlich und regelmäßig essen; und das Zähneputzen wird besonders für die Kleinen und Ungewohnten zu einer reizvollen Gemeinschaftsübung ausgestaltet. So versucht man durch Gewöhnung und Vorbild erzieherisch zu wirken, soweit es in der kurzen Zeit möglich ist.

Unnötig fast zu sagen, daß jede Gruppe am Ende der Ferien mit einem großen Kinderfeste abschließen muß, an dem Eltern und Freunde mit erschütternder Geduld bis zum unvermeidlichen Fackelzug aushalten.

Einen besonderen Vorzug sehen die Jugendämter, die, wenn nicht Träger, so doch Anreger und Förderer der örtlichen Gesundheitsfürsorge sind, darin, daß es fast überall gelungen ist, für diese Arbeit Helfer aus allen Kreisen der Bevölkerung zu einmütiger Arbeit zusammenzuführen. Arbeiterwohlfahrt, Vaterländischer Frauenverein, evang. Wohlfahrtsdienst und kath. Caritas-Ausschuß arbeiten in friedlichem Wettstreit miteinander, um ihr Bestes zu leisten für die schlesischen Kinder. Bei vorsichtiger Schätzung werden jährlich etwa 20000 Schulkinder für einige Wochen aus einer oft lichtlosen und wenig gedeihlichen Umgebung herausgelockt, um in Licht und Sonne zu gesunden. Der leider so früh verstorbene Dezernent des Landesjugendamtes Niederschlesien, Landesrat da Rocha-Schmidt, ist nicht müde geworden, immer von neuem Städte und Kreise anzufeuern, und wo es notwendig schien und besondere Anstrengungen einzelner Gemeinden dies rechtfertigten, hat die Provinz auch materiell großzügig geholfen.

Die örtliche Erholungsfürsorge ist zwar eine einfache; aber sie bleibt eine der erfolgreichsten und erfreulichsten Aufgaben der modernen Jugendfürsorge, und es trifft auf sie das Lutherwort zu: „Denn es ist eine ernste große Sache, daß wir dem jungen Volk helfen und raten. Damit ist denn auch uns allen geholfen und geraten.“

Verwandlung eines Schmetterlings

Skizze von Ilse Molzahn

In glasgesponnene Fäden fest gewickelt und eingehüllt, fiel an einem silberglänzenden Seidenfaden kurz vor der Sekunde seiner Geburt der Schmetterling in eine geöffnete Tulpenblüte, die aus einem ganzen Strauß roter Kelche emporstieg. Wasserstaub fiel über frische Blumen, mit denen das Schaufenster soeben gefüllt worden war, die reglos steif, wie erfroren ihre leuchtenden Farben vor den Vorübergehenden ausbreiteten.

In dem feuchten Nebel des Wasserdunstes zitterte das kleine Seil, an dem der Schmetterling immer noch befestigt, obgleich er bereits auf dem lila Stern, der das Innere der Tulpe zeichnete, angelangt war. Rote Dämmerung schien wie aufgehendes Licht durch die Wände seines Kokons, die er jetzt langsam, aber energisch auseinandertrieb. Er stieß bereits mit der äußersten Spitze seines Flügels gegen die düsteren Stempel im Kelche der Tulpe, stärker wurden seine Bewegungen, die Blüte fing leise an zu schaukeln, dann war sie plötzlich reglos wie vorher.

Der Schmetterling hatte seinen Kopf befreit, seine Augen, die noch verklebten, aufgerissen, und nun sah er die Welt zum ersten Male. Sein Körper hing noch zur Hälfte in der Larve, aber sein Trieb, die vollständige Freiheit zu erlangen, wurde von dem, was er sah, niedergehalten. Die roten Wände seines Aufenthaltes waren wie mit Perlen bestickt, sammetgleich breitete sich der wohlgeformte Teppich zu seinen Füßen, wie schwarze und geheimnisvolle Wächter standen die Stempel ringsum, und oben an der Decke schwebte weißes Licht aus der Unendlichkeit, herein. All dies sah der Schmetterling mit seinen Facettenaugen. Wieder begann er zu arbeiten, mit seinen Füßen zu stoßen, um die letzte Befreiung zu gewinnen. Es gefiel ihm nicht in dem kühlen und feuchten Gehäuse der Tulpe. Traumhaft sehnte er sich nach der Wärme seiner Geburtswiege zurück, die zerfallen, seines Daseins beraubt, durch ihn zerbrochen, auf dem Grunde der Blüte abgestreift lag.

Aber oben über ihn aufsteigend, lockte mit himmlischen Armen das helle Licht des Tages. Fest hing der Blick des Schmetterlings an diesem Wunder, ein unendliches Gefühl, weh und zwingend, zitterte durch seinen Körper, es erstreckte sich bis in die letzte Spitze seiner unbeweglichen Flügel. Sie hoben sich wie von selbst, schwebten erst ein wenig zaghaft und einzeln auf und nieder, dann waren sie es, die die Schwere des Körpers übernahmen. Er erhob sich zwischen ihnen, der geringelte und noch von der Feuchtigkeit des Mutterbodens glänzende Leib. Langsam und noch ein wenig ungeschickt flatterte der Schmetterling aus der Tulpenblüte.

Er flog nicht weit, sank wie ermattet über einem Riesenstrauß weißer Lilien, deren Stengel in einem harten Kristallglas zusammengepreßt waren, nieder. Starr umfingen seine Augen die vielfache Vergrößerung seiner neuen Welt. Das Erstaunliche daran waren die Schatten, die sich hinter dem Spiegelglas hin und her bewegten. Wie gebannt starrte der Schmetterling diesen Schatten nach, die kamen und gingen. Er hatte wohl in einer früheren Welt Menschen gesehen, aber seine Erinnerung an sie war erloschen.

Der Schmetterling legte seine zartfarbigen Flügel dicht um den Leib und bewegte sich nicht. Ringsherum standen Blumen in verschwenderischer Fülle und so taufrisch, als lebten ihre Wurzeln noch in der nahrungspendenden Wärme der Erde. Es waren königliche, von kun-

diger Hand ausgesuchte Blüten. Alle Stunden kamen die Wolken von Wasserstaub, wehten über ihre Kronen, aber die Blüten standen starr und regten sich ebenso wenig wie der Schmetterling. Totenstille herrschte ringsum, nur ein leises Plätschern täuschte die frohe Quelle der Wiesen vor, es kam aus einem Bassin, in das ein Wasserstrahl, aus grügekachelter Wand springend, hineinfiel. Gegen Mittag schrillte ab und zu eine Glocke, Stimmen wurden laut, kamen näher und entfernten sich wieder. Der Schmetterling sah die runzeligen Hände der Verkäuferin zwischen den Blumenvasen hantieren. Hier nahm sie eine Blume heraus, dort steckte sie wieder eine hinein, es war ein ruheloses Hin und Her, das von einem leisen Murmeln ihrer Lippen begleitet wurde. Weißes Papier raschelte, in ihm verschwanden die Blumen; der Schmetterling kroch immer mehr in sich zusammen. Die Klingel schrillte, dann war es tot und still wie zuvor.

Einmal erscholl ganz plötzlich und unvorhergesehen ein dumpfer Knall. Es war nichts weiter, als daß einer der Vorübergehenden mit seinem Finger auf die Blumen gezeigt und dabei an das Spiegelglas gestoßen, aber der Schmetterling hörte, wie der Schall sich in tausend Wellen über das Glas ausbreitete, ja, gar nicht enden wollte. Entsetzt taumelte er, aus der weißen Kühle und dem betäubenden Duft der Lilien aufsteigend, zu Boden.

Jetzt lag er in einem blauen Kreis. Über diesem Blau, das einer Schale mit Vergißmeinnicht gehörte, breitete er ganz zart seine Flügel aus. Aber die Kühle, die diesen Blüten entstieg, war stärker als der feurige Glanz ihrer gelben Sterne, die dicht an dicht, wie gesät sich in den Kelchen zusammendrängten. Trotzdem blieb er für eine Zeit ihr Gast und schaute sich um. So wie der Tag langsam aus Nebeln aufsteigt, so waren nach und nach die Schleier, die hin und wieder über seine Blicke gezogen und sie verdunkelt hatten, verschwunden. Klar rundete sich um ihn und über ihn die Welt. Eine große Welt, eine farbige Welt, über die er nur staunen konnte. Um ihn war das Element seines Lebens, ein Garten voller Blüten. In schweren Dolden hingen sie an den Seiten hernieder, in Riesensträußen quollen sie aus großen Schalen, dicht an dicht reihte sich Blüte an Blüte, Farbe an Farbe. Doch konnte der Schmetterling seinem Wunsche, von Blume zu Blume zu fliegen, in ihrem lebenden Kelch selig unterzutauchen, nicht nachgeben, eine unerklärliche Schwere lähmte seine Flügel, erkältete seinen braungeringelten Leib. Hilfesuchend schaute er in den Glanz der Blumen, aber wie versteinert standen sie, ohne Atem in ihrem Wasserbecken. Geflamme Tulpen und weitgeöffnete harte Amaryllis, wächserne, sattfarbige Rosen und leicht gezupfte, schwankende Nelken, Schalen mit Primel, Schalen mit Veilchen und dicht vor dem Fensterglas schwanke Kelche gefleckter Orchideen. Fremde und heimatliche Blumen, aus keiner Jahreszeit geboren, künstlich unter künstlichen Sonnen gereift, so standen sie da und warteten, hingen und umstanden Töpfe mit Kakteen, uralte, grau wie Felsen, die ihre spitzen und langen Stacheln durch die Luft kreuzten.

Ein gelber Lichtstreifen sank wie ein Vorhang sich breitend auf der gegenüberliegenden Hauswand nieder, gewann ein Stück der Straße und zog sich nach kurzer Zeit wieder über die Dächer zurück. Der Schmetterling erbebt, als er ihn sah, ganz nah schwebte er an das Spiegelglas, um dieser stetig wachsenden gelben Flut von Licht nicht zu entgehen, aber ehe sie noch die Spitzen seiner Flügel erreicht, kroch sie langsam über die dunkle Masse der Häuser zurück.

Jetzt faltete der Schmetterling seine Flügel zusammen und schloß seine Augen. Wie lange er so unbeweglich gesessen, wußte er nicht. Erweckt wurde er durch einen sanften Strom von

Wärme, der den Umkreis seines Körpers füllte. Er öffnete sein Gesicht und sah dicht neben sich eine fremde Erscheinung. Unbeweglich hing dort an dem Rande einer Schale eine schmale, gebräunte Hand, seltsam ähnlich der Orchide mit zarten Fingern, die an ihren Spitzen perlmutterfarbene Spiegel trugen. In diesen Spiegeln erblickte sich plötzlich der Schmetterling. Er sah die wundersamen Farben seiner Flügel, ein gelbliches Blau mit einem schwarzen Kreis in der Mitte, der in einem feurigen Rot auseinanderriß. Nie hatte der Schmetterling geahnt, daß sein Körper so unvergleichliche Farben trug, er war entzückt von seinem Anblick, hingerissen von dem entdeckten Geheimnis seiner Schönheit. Die erste Freude zitterte durch seine Seele. Er beugte sich dicht über diese wohlgeformten, ovalen, kleinen Spiegel. Wieder flutete eine Welle von Wärme über ihn, aber plötzlich begannen sich die schlanken Finger zu bewegen. Der Schmetterling stieg auf, flog einen kleinen Kreis um dies neue Wunder, aber schon sank von der Höhe kommend, ein Gesicht über ihn. Es trug die bräunliche Farbe seiner Hand, hatte einen roten Kreis in der Mitte, der sich leise bewegte, schwankte und bebte und der über ihn eine Fülle himmlischen Atems ausströmen ließ. Jetzt trugen ihn die Flügel, fest spannten sie ihre Decken und er stieß auf dieses warme, leben-atmende Gesicht zu. Wohltuende Laute trafen sein Ohr. Die braune Hand am Rande der Schale stieg mit ihren Spiegeln zu ihm auf, rundete sich wie eine Muschel ihm entgegen, bot ihm eine warme Wiege als ein neues Glück in dieser fremden und kalten Welt. Der Schmetterling besann sich keinen Augenblick und schlüpfte in diese freundliche Umhüllung hinein. Einen Augenblick genoß er eine nur von der Larve her gekannte Wärme. Er hörte hinter den Wänden dieser lebenden Muschel Ströme ziehen, er sah sanft getönte Linien und Straßen, die kreuz und quer gingen, aber das schönste war ein rhythmisches Pochen, das ihn hob und senkte, sanft auf und niedersteigen ließ. Es machte ihn betrunken, schläfrig glücklich, ewig hätte er so ruhen mögen! Er wußte nichts von dem Pulsschlag menschlicher Adern, nichts von der Zärtlichkeit einer menschlichen Hand.

Plötzlich öffnete sich die Muschel, noch einmal sah er den Glanz der zarten rosigen Spiegel und dann fühlte er sich in einer großen Amaryllis ausgesetzt. Das Gesicht beugte sich noch einmal mit seinem bestrickenden Atem über ihn, er sah zwei Augen, die dem farbigen Bilde seiner Flügel glichen, ihn sanft betrachten, aber der runde Kreis war geschlossen und ohne die warmen Töne, die sein Ohr so entzückt hatten. Dann verschwand alles hinter Blumen und grünen Blättern. Wieder raschelte Papier und die Klingel verhallte hinter der Käuferin. Aber noch war der Schmetterling gesättigt von Leben und Wärme, nichts hielt ihn mehr auf dieser starren Blume. Jetzt, fühlte er, hatte sein Leben begonnen. Er breitete seine Flügel weit und stieg hoch in die Luft. Der Raum war zu eng, die gleitenden Schatten vor dem Spiegelglas ängstigten ihn, die purpurnen, gleißenden Farben der Blumen ließen ihn zu Kälte erstarren. Um jeden Preis mußte er ein anderes Dasein gewinnen. Er sah hoch oben die Helle des Himmels, die mußte er erreichen. Dort würde ihn wieder der warme und gleichmäßig strömende Atem besitzen, dort oben, von wo das gelbe Licht so täuschend nah zu ihm gekommen, würde er viele solcher Gesichter sehen, die warme, klingende Laute von sich gaben, dort schwebten sicher diese braunen, beweglichen Hände, die sich in Muscheln verwandeln konnten, in denen er träumen durfte von dem schattenhaften Leben seiner Vergangenheit, der langen Kette seiner ewigen Verwandlungen.

Mit großem Schwunge und einer scharfen Kurve segelte der Schmetterling gerade gegen

das harte Spiegelglas. Ein feiner Schlag, er fühlte, wie Betäubung ihn ergriff. Dann sank er lautlos und erschlaft auf die spitzen Schwerter der Kakteen, die seinen Körper durchbohrten. Langsam sanken seine ausgebreiteten Flügel gegen die grünen Wände der Kaktee. Ein feiner Schmerz krampfte seinen Leib zusammen und löschte sein irdisches Dasein aus.

Die Bestimmung hatte seinen kleinen, lebendigen Tierleib von neuem verwandelt. Hell leuchteten seine Farben über dem Grau des verschorften Gewächses, das alt und düster, stumm, das unerwartete Wunder einer seltsam strahlenden Blüte trug.



**1. Johann Baumgart: Epitaph Anna
Margaretha Franz**

Breslau, Elisabethkirche

**Johann Baumgart,
ein Bildhauer vom
Ende des 17. Jahrhunderts**

Von Walter Nickel

Während in der Breslauer Plastik des ausgehenden 17. Jahrhunderts die Einflüsse Italiens und des weiteren Österreich das bestimmende Wort führten, setzte um die gleiche Zeit — zunächst allerdings nur mit schüchternen Anfängen — eine Verselbständigung der heimischen Bildhauerkunst ein, die dann im 18. Jahrhundert zu stärkerem Ausmaß gedieh. Der erste für uns greifbare Künstler dieser Entwicklung ist der Breslauer Bildhauer Johannes Baumgart. Er war nach dem bisherigen Stande der Forschung nur als Schöpfer des Denkmals Acoluth in der Elisabethkirche (Abb. 4) bekannt. (Vgl. Luchs, Zeitschrift für Gesch. d. Altertm. Schles. 5, 41.) Auf Grund der an zwei weiteren Denkmälern der Elisabethkirche wiederkehrenden gleichen Signaturen und stilistischen Übereinstimmung läßt sich jedoch das Werk Baumgarts

nunmehr in einer Folge von drei Denkmälern übersehen, aus der wir schon eine nähere Vorstellung von diesem Künstler gewinnen.

An zeitlich erster Stelle steht das aus Sandstein gearbeitete Epitaph für Anna Margaretha Franz, geborene Friedrich (Abb. 1). Die im Zeitgeschmack sehr langatmige und rühmende Inschrift berichtet von der „wohlgeborenen“, „im Leben tugendhaften“ und „im Tode glückseligen“ Verstorbenen, die in ihrem zweiundzwanzigsten Lebensjahre an der Geburt eines Söhnleins verschieden war. Das Todesdatum aber ist dabei nicht vermerkt und konnte nur auf Befragen der Abkündigungsbücher von St. Elisabeth (im Stadtarchiv Breslau) ermittelt werden: Es ist der 5. Juni 1688. Wir stehen mit diesem Datum noch in der Zeit des Barock. So bemerken wir auch an diesem Denkmal eine Schwere der Bewegungen in den Tüchern des seitlichen Vorhanges, den Gesten der vier (leider schon stark beschädigten) Puttos und der bekrönenden Caritas (ebenfalls beschädigt), die der Schwere des Barock entspricht, wengleich die Fülle des herbeigezogenen figuralen und sonstigen Zierats schon den Eindruck von rokokohafter Leichtigkeit vorausahnen läßt. Dabei erfordert die wohlgelungene Meißelführung in der Wiedergabe der Puttos sowie der Caritas eine besondere Beachtung. — Wir sehen: Vorhangtücher, Puttos und vegetabilische Schmuckformen sind die Elemente, mit denen Baumgart bei der Ausschmückung seines Epitaphs zu Werke geht, wobei dieses selbst, laut ursprünglicher Bedeutung des Wortes die Inschrifttafel, in zentraler Stellung den verhältnismäßig größten Raum beansprucht. Am unteren Rande der Inschrifttafel bezeichnete der Künstler das Werk mit seinen Anfangsbuchstaben I. B. als seine Schöpfung.

In zeitlich kurzem Abstände von dem Epitaph Franz mag das Denkmal für den Kirchen- und Schulinspektor Johann Acoluth († 1689) entstanden sein (Abb. 4.). Es ist eine verhältnismäßig schlichte Komposition. Eine rechteckige Inschrifttafel aus schwarzem Marmor wird von einer seitlichen Umrahmung aus bläulichem schlesischen Marmor sowie oberen und unteren Abschluß aus gelbgetöntem Stuck umgeben. Die Umrahmung setzt sich aus den Schmuckformen zusammen, die uns schon am Epitaph Franz begegneten. Der untere Abschluß besteht aus Früchten und Blumen, die hier aus Füllhörnern herausquellen und um eine girlandenüberspannte Muschel geordnet sind. Die seitliche Umrandung ist wiederum mit den Falten eines aufgezogenen Vorhanges gegeben und die Bekrönung besteht aus zwei knienden Puttos, die dem in der Mitte befindlichen Porträtbild des Verstorbenen die Krone des Lebens aufsetzen. Neben diesen Puttos vermitteln je eine Blumenvase den seitlichen oberen Ausklang. — Das Denkmal kommt in einer einfarbigen Abbildung nur unvollkommen zur Wirkung. Denn sein Hauptreiz besteht in der sehr feinen Harmonie der Farben, der zuliebe der Künstler auf eine reichere Komposition verzichten zu können glaubte.

Der leitende Gedanke im Aufbau der bisher betrachteten Epitaphien war beide Male der gleiche: Ein zurückgezogener Vorhang gibt den Blick frei für die eigentliche Totenehrung, die Inschrift des Denkmals. In diesem Sinne ist auch das dritte und letzte der nachweisbaren Werke Baumgarts komponiert (Abb. 2). Es gilt dem Kirchen- und Schulinspektor Friedrich Viccius († 1697), dem Nachfolger im Amte Acoluths. Nur ist der Aufbau dieses Denkmals ungleich reichhaltiger: Zwei Kinderputtos ziehen den Vorhang zur Seite und decken damit die zierlich geschwungene Schrifttafel und das auf Kupfer gemalte Bildnis des Verstorbenen auf.

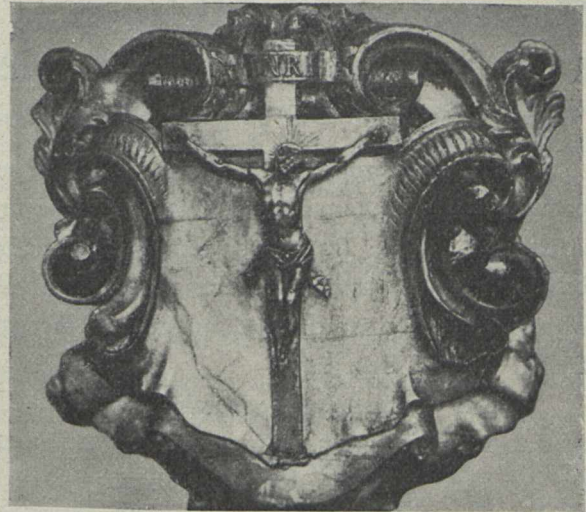
Das Porträt ist mit dem strahlenden Auge Gottes, dem Symbol der Ewigkeit, bekrönt. Hierzu bildet der untere Abschluß des Epitaphs, ein in Bänder und Laubwerk verflochtener Totenkopf, das Sinnbild der Vergänglichkeit alles Irdischen, einen beziehungsreichen Gegensatz. An das Konsolengesims, welches zwischen unterem Ausklang und Schrifttafel vermittelt, ist in der Mitte ein alabasternes Wappen angefügt (Abb. 3). Das Wappen enthält den Kruzifixus. Die schon dem Epitaph Acoluth nachgerühmte Farbenharmonie kommt diesem Werke in noch höherem Maße zugute. Das Porträt ist einer Platte von bläulichem, fast weißem Marmor eingefügt; die mit schönen, vertieften, goldenen Lettern beschriebene Schrifttafel und das Konsolgesims bestehen aus bläulichem schlesischen Marmor, dessen Farbe sich mit dem gelben Stuck der puttenbesetzten Vorhänge und der unteren Endigung zu schönster Wechselwirkung verbindet. Mit besonderer Sorgfalt verfuhr der Künstler in der Gestaltung des Wappens. Nach der lateinischen Inschrift ist Viccius „in dem gekreuzigten Heilande, dem Sieger über den Tod, sanft und selig entschlafen“. Das Kruzifixuswappen über dem Totenkopf steht also zu dem Verstorbenen in engster Beziehung. Baumgart gab dem Wappen die weiche organische Form zweier übereinandergelegter und an den Rändern ineinander verschlungener krautartiger Blätter, deren oberste Auflage nur in der Mitte zum eigentlichen Schilde geglättet ist. Die einzig strengen Linien darin bilden das Kreuz, von dem sich der Christuskörper wiederum in edel geschwungenem Kontur mit weichverfließender Muskulatur abhebt. Dieser Gekreuzigte, in seiner Formulierung ganz verwandt den besten Kruzifixusgestalten des flämischen Barock und dennoch in seiner Auffassung nur möglich als ein Produkt deutscher Idealität, kann ohne Scheu einen Vergleich eingehen mit den schönsten Darstellungen der damaligen Zeit.

Wenn wir die behandelten Werke mit den Schöpfungen der zeitgenössischen Künstler Breslaus vergleichen, so müssen wir gestehen, daß Baumgart dank seiner zielbewußten stilistischen Entwicklung allen voransteht. Das Epitaph Franz und das Epitaph Viccius bezeichnen zwei weitauseinanderliegende Stationen auf dem Wege von Barock zu Rokoko, den demnach die heimische Kunst in sicherer Erkenntnis der allgemeinen Stilentwicklung einschlug, ohne erst auf eine Anregung von auswärtigen Künstlern zu warten.

Seinen Tod meldet das Abkündigungsbuch von St. Elisabeth mit den Worten: „1708, den 22. November Johann Baumgarth, berühmter Calligraphus und Arithmetikus, des Raths verordnet gewesener Mäurer-Schaffer, 55 Jahre, 27 Wochen, zwei Tage, nach zwei Jahre dauernder abzehrender Krankheit“¹⁾. Nach Maßgabe der Entstehungsdaten der behandelten Werke und der Lebenszeit unseres Künstlers steht zu erwarten, daß sich noch weitere — vielleicht in der Provinz verstreute — Werke als Schöpfungen seiner Hand nachweisen lassen und das Bild seiner Künstlerpersönlichkeit vervollkommen helfen, das die vorstehenden Ausführungen nur in einem ersten Umriss festzuhalten versuchten.

¹⁾ Das Epitaph Baumgarts von der Hand seines Schülers Ressler befindet sich außen am Chor der Magdalenenkirche. Vgl. Schles. Monatshefte 1925, S. 530 ff.

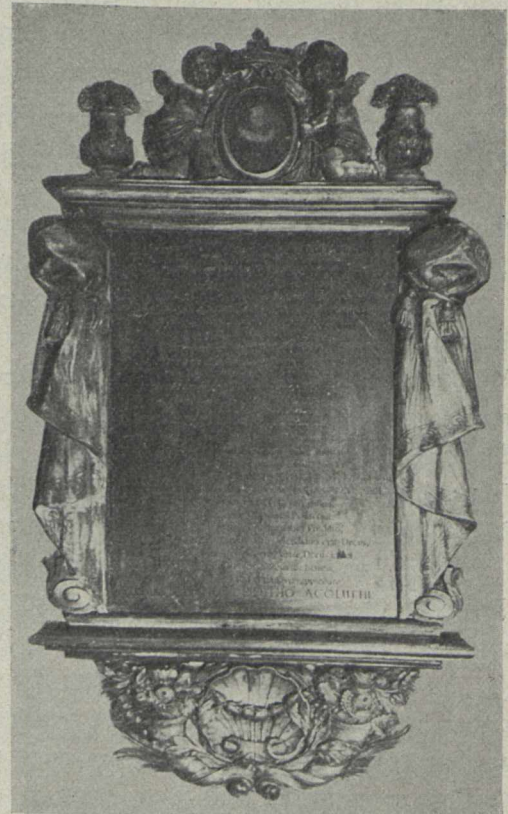
**3. Johann Baumgart:
Wappen am Epitaph Viccius
Breslau, Elisabethkirche**



Photos Dr. Nickel



**2. Johann Baumgart:
Epitaph Friedrich Viccius
Breslau, Elisabethkirche**



**4. Johann Baumgart:
Epitaph Johann Acoluth
Breslau, Elisabethkirche**

Erwachsenenbildung und Schlesisches Arbeitslager

Von Professor Dr. Eugen Rosenstock-Hüssy

Erwachsenenbildung? Wir sind der allgemeinen Bildung etwas müde und ziehen uns in der großen Masse mehr nach der Seite der bequemen Vergnügungen, Kino, Radio, Berliner Illustrierte usw. zurück. Deshalb befremdet wohl die Bildung eines neuen Wortes, sogar Erwachsenenbildung. Und trotzdem ist dieses Wort keine willkürliche Erfindung, sondern taucht seit einem Menschenalter in sämtlichen Ländern des modernen Gesellschaftslebens blitzartig an die Oberfläche. Woran liegt das?

Trotz der äußeren Bequemlichkeiten des Daseins und trotz der Ergiebigkeit der Technik wird das Leben härter. Immer tiefere Schichten der Erdkruste muß der Mensch abbauen, um auf der Erde zu leben. Immer strenger wird die Disziplin, die alle Völker der Erdkugel in eine gemeinsame Arbeitsarmee umprägt. Unübersichtbar sind die täglichen Verbindungslinien, kraft deren wir in unserer elektrisch erleuchteten, zentral geheizten und kommunal gereinigten, von Konserven versorgten, von der Post belebten Wohnung allein zu existieren vermögen. Dieses Netz von Krafflinien wird immer empfindlicher gegen Störung. Auf der anderen Seite muß der einzelne in diesem unübersehbaren Netz sich frei hin und her bewegen und von Arbeitsplatz zu Arbeitsplatz fortbewegen können. Die Unveränderlichkeit der Bindung im Ganzen und die rastlose Veränderung jeder einzelnen Bindung lassen diese Welt unaufhörlich zittern und stampfen wie einen einzigen ebenso riesigen wie empfindlichen Motor.

Erwachsenenbildung heißt nun Zurichtung der Arbeitskräfte für diesen großartigen Prozeß. Wie ein Motor von 10000 PS Respekt einflößt, so bedarf die Menschheit mit ihren Millionen AS (Arbeitskräften) der feinsten Rücksicht auf die Schwingungen zwischen den verschiedenen AS.

Indem aber die Menschen in dieser Arbeitssymphonie nur als AS auftreten, verändert sich ihr menschlicher Charakter. Der Aggregatzustand des Menschen bei der Produktion der Bedürfnisse in unserer modernen Gesellschaft ist der althergebrachten Bildungswelt entrückt.

Unpersönliche, anonyme Funktionen wollen tagaus, tagein erfüllt werden. Der einzelne hat als AS keinen Einfluß auf den Aufbau des Betriebes. Rational, gesetzmäßig, als eine jeder Willkür und jedem persönlichen Geschmack des einzelnen entrückte kosmische Ordnung baut sich die neue Welt der Produktion auf. Die Wirtschaft kennt kein Gefühl, so wenig wie die Natur. Denn die Wirtschaft ist die veredelte, die geordnete Natur, in der wir Menschen nur den Maschinenwärter und Regulator darstellen, um die ungeheuren Kräfte des Weltalls auf unsere Mühlenräder und Kabel geschickt zu leiten.

Die Entseelung der Wirtschaft und der Arbeit wird also aufgewogen durch einen erhabenen Triumph über das Chaos, das die Schöpfung darstellte, bevor die Menschheit sich zur Einheit und zur Disziplin im Kampf mit dieser Natur durchgerungen hatte.

In der Wirtschaft ist keine Zeit für den Menschen. Das Menschliche wird daher um so reiner, um so erdfreier ausgebildet werden müssen. Deswegen kommt die Erwachsenenbildung zu dem enteigneten Menschen, der nicht mehr über Privateigentum an den Produktionsmitteln verfügt, sondern der sein Menschentum nur in den Kräften des Menschlichen bewahren kann.

Welches sind diese Kräfte? Die letzten Jahrzehnte entdecken den ungeheuren Reichtum dieser Kräfte und werfen sie, wie der Perlenfischer seine Beute, zunächst mit rücksichtsloser Heftigkeit beim Auftauchen aus der Tiefe vor unsere betäubten Augen hin. Was die Psychoanalyse, die Völkerkunde, die Psychologie, die Graphologie, alle Künste der schwarzen und weißen Magie, neu entdecken, das ist die ungeheure Varietät dieser menschlichen Kräfte. Sohn und Vater, Mutter und Tochter, Jüngling und Mann, Kind und Greis, Lehrer und Schüler, Prophet und Heiland, Führer und Gefolgschaft werden in ihrer reinen Menschlichkeit wieder entdeckt.

Während die Architektur horizontal, wagerecht, nur als eine Bekleidung der Erdoberfläche, als Wohnmaschine, als Verkehrsmittel ihre Bauwerke ausbildet — dort, wo der gotische Dom sich trotzig von der Erde gen Himmel gereckt hatte — löst sich der Mensch mit seinem völkischen Wesen ab von diesem Boden und gesellt sich dem Menschen ohne örtliche Bodenständigkeit. Für den Verkehr der Menschen spielt die örtliche Nähe oder Ferne immer weniger eine Rolle.

Gepflegt wird dies Menschliche in den Ferien, im Urlaub, im Gebirge, an der See, beim Tanz, beim Sport. Um so leidenschaftlicher wird es gepflegt, je mehr es im Betrieb zu schweigen hat. Umgekehrt wird das Menschliche unausgesetzt bedroht von dem Aggregatzustand als AS. Der Betrieb verzehrt die Liebeskräfte, mit der die Geschlechter, mit der jung und alt zueinander wollen und miteinander kämpfen müssen. Wie in der Schlacht nicht Bruder, nicht bester Freund vermögen, den Krieger um eine Sekunde abzulenken von seiner Pflichterfüllung im Getümmel, so trennt der moderne Betrieb die Bande der Familie, der Freundschaft. Nach sachlichen Gesichtspunkten soll eingestellt und entlassen werden. Nach sachlichen Gesichtspunkten soll die einzelne Arbeitsverrichtung dem, den Natur und Kunst am besten befähigten, zugewiesen werden. Von Tag zu Tag nimmt diese Versachlichung zu — gegen alle Widerstände.

Der Betrieb gefährdet durch diese Versachlichung die Menschlichkeit. Neurasthenie, Hysterie usw. usw. sind die Folgen. So baut sich Erwachsenenbildung gerade am Grenzstreifen zwischen Betrieb und Leben an, um die Übergänge herüber und hinüber reibungslos zu gestalten. Erwachsenenbildung zerfällt daher in zwei große Aufgabenkreise: Der eine lautet: Tauglichmachung des Menschen für die moderne Arbeitstechnik. Die großen Stichworte hier sind: Fortbildung und Umschulung. Der Mensch soll zugerüstet werden für den Betrieb mit seinen täglich wechselnden Anforderungen. So kommt es, daß das Schulwesen immer neue Triumphe feiert, daß es Kellnerakademien und Kochgymnasien gibt und geben muß und immer zahlreicher noch geben wird. Die Fachkurse zu beruflicher Weiterbildung sind heut für den Beamten, für den Arzt, für den Straßenbahnschaffner, für den Optiker selbstverständlich geworden. Der in der Jugend gefüllte Schulranzen hält nicht vor auch nur für ein Jahrzehnt oder ein Jahrfünt. Andererseits ist der Betrieb selbst nicht die geeignete Stelle zur Ergänzung und Weiterführung des Wissens. In ihm ist keine Zeit. Und er gewährt keinen Überblick. Die Schule ragt also hinein in das Leben des Erwachsenen, ohne jemals aufzuhören. Wenn Solon ausgerufen hat: „Ich altere, indem ich unaufhörlich vieles lerne“, so hat er die Weisheit des Lebens damit bezeichnen wollen. Der heutige Erwachsene braucht die richtige Schulweisheit, weil er an seiner Arbeitsstätte nicht weiß und nicht erfährt, was in der komplizierten gesellschaftlichen Welt sich zuträgt, während er

über seiner Arbeit gebückt sich spezialisiert. Die meisten Bestrebungen der Arbeiterschaft zielen auf diese Ausrüstung mit Wissen der Schule. Recht und Wirtschaft wollen sie eindeutig erfassen. Arbeiterbildung hieße dabei besser Erwachsenenbildung. Sei es im Beruf, sei es für den Gewerkschaftsfunktionär, für den Betriebsrat im Aufsichtsrat, für den Beisitzer in der Arbeitsverwaltung ist eine gediegene Unterrichtung in Schulen aufzubauen, wie sie zuerst der jetzige Oberpräsident Niederschlesiens Lüdemann gefordert und durchgeführt hat.

Wir wollen heute von der anderen Richtung aller Erwachsenenbildung sprechen. Auch sie ist mit der Ansiedlung der Erwachsenenbildung an der Schnittfläche von Mensch und Betrieb von vornherein gegeben. Sie lehrt aber nicht, wie der Mensch für den wechselnden Betrieb tauglich bleibt. Sondern sie möchte den ewigen Menschen unbeschädigt aus jeder Art von Betrieb immer wieder hervorgehen lassen.

Das neue Verhältnis der Geschlechter bei Tanz und Sport hat hier längst Hilfe geschaffen. Die sogenannte Erwachsenenbildung ist daher nur ein winziger Ausschnitt aus den natürlichen Hilfsmitteln. Sie ist nur letzte Zutat zu dem, was „sich“ von selbst heut „tut“.

Zunächst stellt diese Erwachsenenbildung eine Auffangvorrichtung dar für den vom Betrieb beschädigten Menschen. Bescheidene Volksbildner haben die Bildungsarbeit sogar auf diese Aufgabe beschränken wollen. Die Stillen im Lande, die als AS besonders gequälten und geschundenen Menschen, sollen von der Volkshochschule etwa in Empfang genommen und getröstet werden. Die homines pii desiderii sollen hier ein paar freundliche Stunden erleben dürfen. Schon dies wäre keine verächtliche Aufgabe. Auch sie entlastet die Gesellschaft von vielen Leiden und Mißtönen. Indessen nicht nur mit denen hat es die Erwachsenenbildung zu tun, die dem modernen Betrieb gleichsam nicht gewachsen sind. Sondern die anspruchsvollere Erwachsenenbildung geht einen Schritt weiter. Die Gleichaltrigen führt der Sport zusammen. Die Geschlechter finden sich bei ihm oder beim Tanz. Es gibt aber noch andere Spannungen im Volke, die gelöst werden müssen. Vor allen Dingen ist da die Spannung zwischen den Betriebsmenschen und der Schulmenschheit. Jugend und Alter sind heut in eigentümlicher Weise aufgeteilt auf zwei Lebensbereiche, in denen sie sich nicht mehr gegenseitig sehen. Das Alter sieht die Jugend nicht lernen und die Jugend sieht das Alter nicht wirken. Zwischen Jugend und Alter tritt so an die Stelle der natürlichen Spannung die Spannungslosigkeit der Entfremdung. Man ist nicht mehr auf einander angewiesen. Eine ungeheure Vergeßlichkeit ist die Folge. Die Jugend trifft nirgends auf die Notwendigkeit, die Weisheit des Alters zu vernehmen. Das Alter trifft nirgends auf die Notwendigkeit, ihre Wissensmaschinerie den Bedürfnissen der Jugend anzupassen. Die Forschung produziert daher eine Weisheit, die ihr niemand abnimmt. Die Jugend schließt ihre Bündnisse nur unter sich und bringt sich um die Verbundenheit mit allen Geschlechtern. Sie hat keine Verbündeten mehr durch die Zeiten hindurch, sondern nur noch im Ring des eigenen Jahrganges. So wird sie einjährig, kurzfristig, wie in Brahms Requiem der Fluch ertönt: „Denn alles Fleisch, es ist wie Gras, und wie des Grases Blumen sind die Geschlechter der Menschen“.

Wie Jugend und Alter, so verhalten sich die jüngeren Klassen der Gesellschaft zu den älteren. Bürger, Bauern und Arbeiter sehen sich nicht und lernen nicht von einander. Sie wohnen nicht zusammen. Sondern die 186 Beamten der Reichsbahndirektion und die 272 Beamten

der Reichspostdirektion und die 55 Chemiker der Farbwerke werden jeweils zusammengesiedelt. Die Altersklassen und die Wirtschaftsklassen müssen durch Erwachsenenbildung so weit in Berührung kommen, daß wieder eine fruchtbare Spannung zwischen ihnen entstehen und sich entladen kann. Das ist eine Forderung des gesellschaftlichen Körpers, der keine Gegensätze ins Leere fallen lassen kann, sondern überall die polare Zuspitzung braucht, um die Funken des Lebens daraus zu schlagen. Diese Aufgabe hat nichts mit dem abgenutzten Worte Volksgemeinschaft zu tun. Denn die Volksgemeinschaft will die Gegensätze verkleistern. Wir aber freuen uns der Gegensätze, ohne die das Leben noch uniformierter, noch eintöniger wäre, als es jetzt schon ist.

Die sozialen Kämpfe sind nun heute zum Teil deshalb so verworren, weil die Arbeitgeber und die Arbeitnehmer es längst aufgegeben haben, miteinander leben zu wollen. Sie überbieten sich in gegenseitigen Ansprüchen und Forderungen. Aber diese beziehen sich alle nur auf das Verhalten im Betrieb, auf Lohnzahlung, Arbeitssteigerung usw. Aber kein Arbeitnehmer hat Spaß daran, mit dem Arbeitgeber zu leben, noch umgekehrt. Dadurch verarmt das Leben und die Forderungen verlieren an Glaubwürdigkeit. Denn fordern kann man nur von dem, mit dem man sich auch sonst noch versteht. Sonst wird die Forderung so verständnislos aufgenommen, wie wir das heute durchweg sehen.

Wenn heute in einem Betrieb drei Freidenker und zwei Juden und fünf Protestanten unter einem katholischen Meister, einem pietistischen Ingenieur und einem liberalen Fabrikdirektor arbeiten, so haben sie auch nicht in ihrer religiösen Gemeinschaft Ersatz für die Zerstörung der menschlichen Beziehungen, mit der wir heute zu rechnen haben. An dieser Stelle setzt Erwachsenenbildung ein. An dieser Stelle hören aber auch alle theoretischen Erörterungen auf. Denn wenn man eingesehen hat, wo uns der Schuh drückt, dann kann man eben nur praktisch den eigenen Schuh abziehen und das Steinchen herausnehmen. Und da sind die großen Prinzipien zu Ende; und man darf sich nicht mehr zu gut sein, das kleinste Steinchen anzufassen und wegzuräumen. Ich muß mich daher beschränken zu erzählen, welches Steinchen wir gerade hier in Schlesien aufzuheben und wegzuschaffen bemüht gewesen sind. Ich meine aber, daß dieses Beispiel jedem anderen Gelegenheit geben wird, auf das aufmerksam zu werden, was ihn beim Übergang vom Betrieb zum Menschen schädigt oder drückt. Und es ist wie in der Geschichte in Hebels Schatzkästlein: Wenn jeder einen Stein auf den Weg wirft, so ist die Straße gebaut.

Wir haben hier in Schlesien die Jugend zusammengeladen auf ein Arbeitslager. Je verschiedener die Herkunft, je gegensätzlicher die politischen und religiösen Überzeugungen, desto willkommener waren sie uns, denn desto eher war es Jugend schlechthin und desto besser konnte das Lager dieser 100 jungen Menschen die Altersklasse Jugend an und für sich verkörpern. Es ging uns aber darum, Jugend und Alter als solche gegeneinander zu stellen. Deswegen braucht es auf der anderen Seite den guten Willen der Erwachsenen, sich einmal Zeit zu nehmen aus all ihrem Betrieb, um das zu tun, was der Erwachsene freiwillig niemals tut: um zu hören. Man kann ja sagen, daß die ganze Fortbildung der Erwachsenen ihnen auch das Zuhören zumutet. Aber der Unterschied ist wohl, daß sie bei dieser Fachschulung fertige Antworten zu hören bekommen. Auf unserem Arbeitslager aber Fragen. Und das Gehör des Menschen ist nur

dort vollkräftig, wo Fragen vernommen werden. Wo man noch horcht. Denn nur wer horchen kann, kann gehorchen. Gehorchen aber dem Gebot der Stunde und dem Gott des Augenblicks ist der erste Schritt ins Menschliche hinein. Der Betriebsmensch riegelt sich ab gegen solche Klänge durch die tägliche Post, durch den Terminkalender, durch dieses ganze Korsett der Gesellschaftsordnung. Die Fischbeinstangen dieses Korsetts ersparen ihm jede Erschütterung, jede Einkehr und jede Umkehr. Wenn das Alter die Stimme der Jugend hört, so erschrickt es. Denn es ist längst ungläubig geworden. Aber auch die Jugend erschrickt vor dem Alter. Denn die Jugend will sich über die eigene Unwissenheit betäuben. Auch die Jugend ist meistens taub und will nicht hören. Auch für sie gilt: „Wer nicht hören will, muß fühlen“. Auch sie muß das Hören auf die sachlichen Notwendigkeiten und Hindernisse ausdrücklich üben. So wie das Alter sich üben muß, noch einmal unmittelbar ohne Organisation sich als Organ des Lebens zu fühlen.

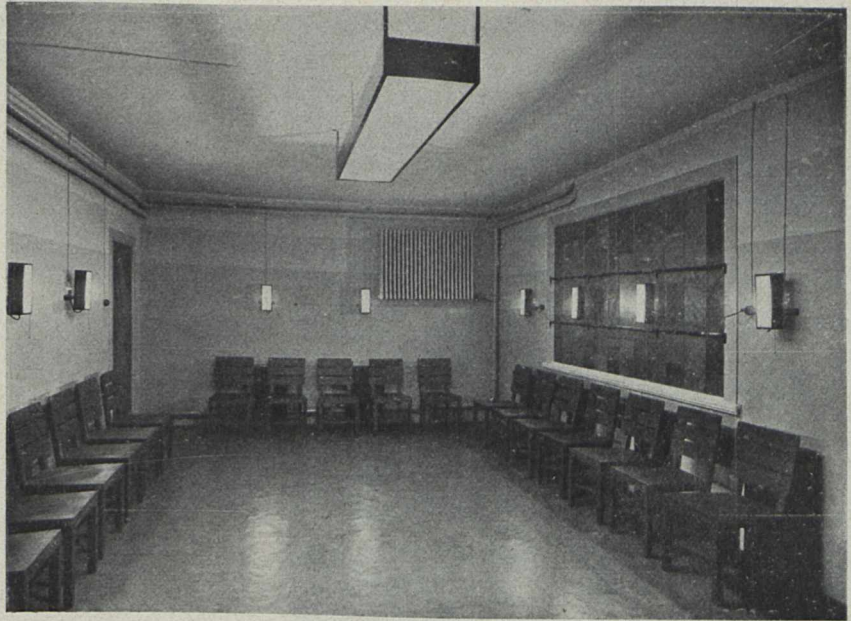
Glauben und Wissen sind immer Gegensätze. Aber dort können sie sich befruchten, wo das Alter der Jugend das Wissen, die Jugend dem Alter den Glauben mitteilt. Auf unserem Arbeitslager in Löwenberg im Boberhaus bot sich die schlesische Jungmannschaft, der dieses Haus gehört, als unverbrauchtes Bindeglied an, um einmal drei Wochen lang Jugend und Alter zu verknüpfen. Die Aufgabe, die Jugend jung zu machen, ist gerade dem sachlich eingestellten Arbeiter und Bauern gegenüber keine geringe gewesen und keineswegs ohne Schwierigkeiten gelöst worden. „Jugend“ versteht sich nicht von selbst in unserer Arbeitswelt. Ebenso war die Berührung des Alters mit der Jugend keineswegs ohne Gefahren, sondern führte zu erheblichen Explosionen. Alle Erwachsenenbildung, die in der Richtung vom Betrieb auf den Menschen arbeitet, ist Arbeit mit Explosivstoffen. Den Explosionen folgen Abzugsgase in Form des Übelnehmens und übler Nachrede.

Im Gegensatz zu der gefahrlosen Erwachsenenschulung ist Erwachsenenbildung allzeit gefährlich. Sie entfesselt in dem Betriebs-AS den verschütteten Menschen. Und das geht nicht, ohne Fluche und Schreien, ohne manches unpassende und taktlose Wort in Kauf zu nehmen. Eine Kläranlage für die Nöte der Arbeitsmenschen ist kein Salon.

Unser Löwenberger Arbeitslager war nicht harmonisch, aber es war lebendig. Und deswegen sind auch lebendige Wirkungen von ihm ausgegangen. Ein halbes Dutzend Menschen hat dort seine Bestimmung entdeckt, hat sich mit Menschen, die es sonst in seinem Leben nicht gesehen hätte, zu persönlicher, engster Mitarbeit verbündet. Das Lager hat ihnen innerlich ohne viel Aufhebens einen neuen Auftrag für ihr Leben erteilt. Das ist das Höchste, was Erwachsenenbildung von sich sagen kann. Dann hat sie nämlich nicht nur den Betrieb den Menschen erträglich gemacht, sondern der Auftrag des Lebens an den Menschen adelt nun auch seinen Betrieb. Wir sollen das Leben nicht nur ertragen, sondern als einen Auftrag leben.

Die Kämpfe und Spannungen dieses letzten Jahres sind so mannigfaltig gewesen, daß wir nicht anders konnten, als auch in diesem Jahr wieder ein solches Lager uns vorzunehmen. Hatten wir im vorigen Jahr nach den Notständen in den drei westschlesischen Kreisen Landeshut, Waldenburg und Neurode gefragt, so wollen wir jetzt uns umhören und horchen auf größere Fragen: Auf die Entvölkerung Schlesiens.

Studentischer Arbeitsraum
Architekt: Elmar Brendgen



Die Organisation der Arbeitslager ist im Verhältnis zu den äußeren Vorgängen auf ihm unwahrscheinlich kompliziert. Denn sie faßt ja zwischen die vorhandenen Organisationen genau an dem Punkte, der zwischen ihnen allen unversorgt bleibt. Sie konnte sich zum Glück stützen auf das rege Leben in den Volkshochschulen und Volkshochschulheimen unserer Provinz, die ja alle der Erwachsenenbildung geweiht sind. Sie wäre aber auch unmöglich gewesen ohne die Anknüpfung an die Breslauer Hochschulen. Hier allein ist unter der Jugend noch so viel Muße und Besinnlichkeit, so viel Freiheit von den Interessen der Klassen und Parteien zu finden gewesen, um diese Aufgabe zu übernehmen, die nur von dem Schicksal des Ganzen her begriffen werden kann.

Kein Wunder daher, wenn auch im engeren Rahmen der Hochschule ähnliche Aufgaben der Erwachsenenbildung und der Änderung der studentischen Ausbildung auftauchen. Gerade die Trägerschaft weitergreifender Volksaufgaben hat natürlich in ihrem eigenen Kreise auch die Augen offen für Gebrechen und Übelstände. Schon die Hörsäle unserer Hochschule fordern zum Widerspruch heraus. Unsere Schulkinder sitzen schon vielfach im Rund, während wir noch die Bankreihen und das hochgetürmte Katheder feindlich gegeneinanderstellen.

Die Bewegung hat aber auch hier eingesetzt. Der Breslauer Architekt Brendgen hat einen studentischen Arbeitsraum gestaltet, in dem der Übergang von der Arbeit zur Geselligkeit jederzeit möglich ist. In diesem Raum kann daher eine gesellige Teezusammenkunft, ein Vortrag, ein Tanz ohne Mühe aufeinander folgen. Individuelle Arbeit des einzelnen, Gespräche einzelner Gruppen und eine gemeinsame Verhandlung können gleich selbstverständlich in ihm stattfinden. Bei der herrschenden Raumnot hat man die neue Anlage in den Keller verlegen müssen. Es sind ja aber nicht die schlechtesten Früchte, die in Katakomben reifen müssen.

Auch dieses Beispiel kann zeigen, daß im Aufeinanderprall von Betrieb und Leben die Wiederherstellung des Menschlichen in der Arbeitsbiene Mensch auf neuen Wegen versucht werden muß und bei gutem Willen aller auch Gestalt gewinnen kann.



**Oskar Strnad:
Torbau des Winarskyhofes**

Die Volkswohnbauten der Gemeinde Wien

Von Wolfgang Born

Den Freuden des Schlesischen Siedlungswesens werden die Leistungen Wiens auf diesem Gebiete von besonderem Interesse sein.

Mit dem Wachstum der großen Städte wird die Frage nach Unterbringung der Volksmassen zum brennenden Problem. Zusammengedrängt in Mietskasernen, deren Entstehung der erbarmungslosen Anarchie spekulativer Zufälle ausgeliefert war, fanden sich die Menschen zum Verlust aller Glücksmöglichkeiten des täglichen Lebens verurteilt. Das Elendsquartier, dumpf, dunkel, feucht und eng, erfüllt vom Lärm der Vielzuvielen, die zwischen seinen Wänden hausen, wird zum Seuchenherd und Ausgangspunkt aller antisozialen Instinkte.

Durch die Lahmlegung der Bautätigkeit im Weltkriege erweiterte sich das Wohnungsproblem in Europa zur furchtbaren Erscheinung einer Wohnungsnot, der man zunächst hilflos gegenüberstand. Die gesetzgeberischen Zwangsmaßnahmen, die in einander ähnlicher Art und Weise überall angewandt wurden, konnten nicht viel mehr ausrichten, als gerade bestehende Wohnverhältnisse vor dem Zerfall zu schützen, indem man die Mietzinse künstlich auf der Inflationsbasis unten hielt und das Kündigungsrecht des Hausherrn aufhob. Es fehlte jedoch diesen mehr negativen Verfügungen, zu denen noch die zwangsmäßige Unterbringung Obdachloser in fremden Wohnungen trat, das positive, schöpferische Korrelat — und bei aller privatwirtschaftlichen Initiative konnte bisher auch nach Valorisierung der Mieten keine restlose Lösung gefunden werden, weil die Baukosten sich gegen den Friedensstand um die Hälfte erhöht haben.

Bei diesen Überlegungen setzt das gewaltige Bauprogramm der Gemeinde Wien an, das — so sehr es auch politisch umstritten ist — durch seine vorliegenden Leistungen eine Be-

R. Dirnhuber: Wohnhaus



Phot .M. Gerlach, Wien

deutung gewonnen hat, die nicht mehr wegzudiskutieren ist. Keine Großstadt kann mehr an dem Studium dieses volkswirtschaftlichen und architektonischen Experiments vorübergehen; und gerade in Schlesien, wo der Siedlungsgedanke stark Fuß gefaßt hat, wird man gern über die Ergebnisse des Wiener Unternehmens unterrichtet sein wollen.

Die Voraussetzung für die Möglichkeit, selbst als Bauherr größten Stiles aufzutreten, war für die Gemeindeverwaltung dadurch gegeben, daß in Österreich auf gesetzlichem Wege der Mieterschutz in seiner radikalsten Form zu einer bisher dauernden Einrichtung gemacht und bei der Entlastung des Mieters vom Hauszins (der auf einen ganz geringen Instandhaltungsbeitrag zusammengeschrumpft ist) eine Wohnbausteuer erhoben wurde. Aus den Mitteln dieser Steuer, deren Einkünfte fallweise durch andere kommunale Abgaben ergänzt werden, finanziert die Stadtverwaltung ihre Bautätigkeit. Am 21. September 1923 faßte der Gemeinderat den Beschluß, innerhalb von fünf Jahren 25 000 Wohnungen herzustellen, eine Zahl, die bereits vor Ablauf der ins Auge gefaßten Frist erreicht wurde und nach einem neuen Beschluß zunächst auf 60 000 erhöht wurde, womit aber auch noch keine endgültige Grenze festgelegt sein soll.

Bei der Entscheidung über die Art und Weise, wie dieser Plan zu verwirklichen sei, waren Überlegungen maßgebend, die aus der besonderen Situation Wiens verstanden werden müssen. Die alte Festungsstadt war mit ihrer engen und hohen Bebauung schon früher den Zentren des Westens an Wohnkultur unterlegen. Die Ansprüche an Raum und Ausstattung, die der Arbeiter, Angestellte und Kleinbürger hier stellen kann, sind geringer als etwa in Berlin

oder gar London, und wenn es sich darum handelte, mit den vorhandenen Mitteln das Höchstmögliche zu erzielen, mußte man von vornherein für die große Mehrzahl der Fälle auf die ideale Lösung der Gartensiedelung verzichten. Aber das Wesentliche ist erreicht worden: auch dem Ärmsten sein Minimum an Wohnglück zu verschaffen.

Als grundlegendes Prinzip für den Grundriß gilt die Verfügung, daß nur 50 Prozent der Geländefläche bebaut werden dürfen. Die entstehenden Höfe werden gärtnerisch geschmückt. Möglichst alle Wohnungen erhalten Sonne. Räume ohne direkte Belichtung und Belüftung gibt es, abgesehen vom Flur, nicht. Zwei Wohnungstypen dominieren. Die kleinere hat 38 qm, die größere 48 qm nutzbare Bodenfläche. Zu Vorraum, Toilette, Wohnküche und Zimmer bei der erstgenannten Form kommt bei der zweiten noch eine Schlafkammer. Daneben werden in letzter Zeit einige Häuser gebaut, deren Wohnungen aus mehr Räumen bestehen und den üblichen Forderungen entsprechen. Das System der Gänge, von denen aus in Wiener Häusern meist die reihenweise nebeneinandergelegenen Wohnungen zu erreichen waren, und die allzu häufig in Küchen, Gesindekammern und gemeinsame Aborte mündeten, wurde zugunsten einer Aufteilung in zahlreiche Stiegenhäuser aufgegeben, von denen aus direkt die Wohnungen (höchstens je vier) betreten werden.

Die Zusammenfassung der einzelnen Heime zu den ungeheuren Komplexen, wie sie hier geschaffen wurden, ermöglichte die Durchführung gemeinnütziger Einrichtungen. Jede Anlage von mehr als 400 Wohnungen erhält eine moderne Dampfwascherei, in der die Hausfrau in 4 bis 5 Stunden ihre Wäsche getrocknet und geplättet fertigstellen kann. Da die Mittel der Wiener Bevölkerung nicht ausreichen, um jeder Kleinwohnung ein eigenes Badezimmer zu geben, wurden in den größeren Bauten gemeinsame Anlagen mit Wannen- und Brausebädern eingebaut.

Im Mittelpunkt des Interesses steht bei der ganzen Aktion die Fürsorge für die Kinder. Die neue Generation unter gesünderen und glücklicheren Bedingungen aufwachsen zu lassen, als es in der Vergangenheit geschah, wird immer die fruchtbarste Art sein, Sozialpolitik zu treiben — ein Grundsatz, der außerhalb jeder politischen Einstellung liegt. So hat man in den großen Wohnbauten eigene Kinderhorte mit Spielplätzen, gelegentlich auch Planschbecken, in den Gartenhöfen eingerichtet. Mitunter ist ein Lesezimmer mit Bücherei vorhanden oder eine Lehrwerkstätte, ein Vortragssaal. An der Straßenfront gibt es Geschäftsräume, in Dach- und Turmgeschossen Ateliers — es ist eine Welt im Kleinen, die ein solcher Komplex darstellt, offen nach außen und doch behutsam konzentriert.

Die Aufgabe, die für den Architekten durch die neue Form des Wohnbaues entstand, war gerade in Wien schon im Keim vorgebildet. Otto Wagner, der große Bahnbrecher und Anreger, hatte in seinen letzten Wohnhäusern die Formel für das Miethaus der Großstadt geprägt, kühl, sachlich, ohne Ornament, nur wirksam durch die strenge Schönheit der Proportionen. Diese Prinzipien mußten bei den Anlagen, die jeden Luxus vermeiden sollten, von selbst wirksam werden. Im Gegensatz zu den Wolkenkratzern Amerikas lag der Akzent auf der Horizontale; Zweckmäßigkeitsgründe waren für die vorherrschende Beibehaltung des schrägen Daches maßgebend, das nun — man mag es bedauern — die Gewalt der kubischen Wirkung gelegentlich abschwächt. Figuraler Schmuck ist nicht durchaus vermieden: eine Brunnengruppe,

Volkswohnbauten der Gemeinde Wien



**Josef Hoffmann:
Hoftrakt eines
Volkswohnhauses**



**Schmid u. Aichinger:
Wohnhausanlage
am Margaretengürtel**



**H. Schmid u. H. Aichinger:
Hof mit Kinderspielplatz
„am Margaretengürtel“**

eine dekorative Plastik über dem Tor, ein Relief, ein Fresko wirken um so eindringlicher, je weniger ihnen lärmender Stuck an den Mauern Konkurrenz macht. Hier ist der Einfluß des Architekten Adolf Loos nicht zu verkennen, obgleich sein Radikalismus — Ausdrucksform einer höchst originellen Persönlichkeit — in der Milde des geistigen Klimas von Österreich so isoliert stand, daß der Vorkämpfer der Ornamentlosigkeit es seit Jahren vorzieht, in Paris zu leben. Seine für die Gemeinde errichteten Bauten, Siedlungshäuser und ein Teil des Winarskyhofes sind von einer abstrakten Nacktheit, die dem Temperament der Stadt fremd ist. Auch die Werke von Peter Behrens, der an der Wiener Akademie als Lehrer wirkt, wuchtig bis zur Tragik, streng bis zu abweisender Haltung, sind bei aller souveränen Höhe der Leistung unwienerisch, großartige Enklaven nordischer Gesinnung.

Josef Hoffmann, der Meister der „Wiener Werkstätte“, hält auch hier, wo er der Verzierung ausweicht, durch Farbe und plastische Gruppierung der Baukörper den pittoresken Charakter der Stadt fest. Oskar Strnad, dem Theater zuinnerst nahe, inszeniert vermittelt linearer Rhythmisierung eine musisch erhöhte Stimmung von feierlichem Charakter. Dirnhuber bewegt phantasievoll die geschmeidigen Massen oder schneidet sie zu energischen Kuben auseinander. Die gemeinsam arbeitenden Baumeister Theiß und Jaksch lassen historische Formen anklingen und biegen das Thema ins Bürgerlich-Behäbige ab. Kaym und Hetmanek verarbeiten fortschrittliche Ideen im Sinne der heimischen Tradition. Holzmeister, vom Sakralen herkommend und verwurzelt in den Überlieferungen ländlicher Bauweise, mildert die Sachlichkeit des architektonischen Kollektivismus durch einen Schuß bukolische Romantik. Bei Örley und Gorge spielt ihre kunstgewerbliche Einstellung eine deutliche Rolle in der relativ weitgehenden Dekoration der Flächen, während Geßner große Blöcke zu Wirkungen von vedutenhafter Harmonie aufschichtet. Eine gleichzeitig für die Wiener Stilistik sehr charakteristische und dabei zweckhaft-monumentale Lösung gaben Schmid und Aichinger mit den ungeheuren Komplexen „Am Fuchsenfeld“ und „Fuchsenfeldhof“, die (um einen Zahlenbegriff zu geben) zusammen mehr als 1100 Wohnungen in sich begreifen.

Diese Beispiele sind aus einer kaum zu übersehenden Fülle des Entstandenen herausgegriffen; täglich wächst Neues aus dem Boden, unterschieden durch den Charakter des jeweiligen Architekten und doch zusammengehalten von einem übergeordneten Gemeinschaftswillen, der so etwas wie einen Stil zu bilden scheint. Allerdings muß der Umstand festgehalten werden, daß die Widerstände, die zwangsläufig eine unpersönliche Organisation gerade den stärksten schöpferischen Gestalten (die auch die eigenwilligsten sind) entgegensetzt, eine relativ geringe Beschäftigung der führenden Baukünstler zur Folge haben. Der architektonische Gesamtgewinn könnte noch höher sein — andererseits kann man beobachten, wie sich, ähnlich den Bauhütten des Mittelalters, eine tragfähige Tradition zu bilden beginnt, die vielfach auch das schwächere Talent zu Leistungen von achtbarer Qualität befähigt. Eine Art Anonymität des Schaffens bildet sich heraus — und der Gedanke an Spenglers Prophezeiung meldet sich, nach der die Baukunst der Zukunft eine Baukunst der Masse sein wird, zahlenmäßig imposant und durch einen un- oder überindividuellen Gemeinschaftsgeist charakterisiert.

Wir dürfen es als die Mission der Urmusikstadt Wien betrachten, selbst diejenigen Aufgaben, die eine Epoche weitgehender Typisierung und Technisierung stellt, mit dem Geist

künstlerischer Kultur angegangen zu haben. Zu der Romantik der zerbröckelnden Paläste des 17. und 18. Jahrhunderts, die den Zauber der Stadt ausmachen, steht der Kubismus der neuen Architektur zwar in scharfem, formalem Gegensatz; die heitere Weiträumigkeit ihrer Anlagen hat aber ein historisches Analogon in den Schöpfungen kirchlicher Kongregationen auf österreichischem Boden. In ihrer gewissermaßen symphonischen Durchbildung ist das Erbe des Geistes lebendig, der in der Nachfolge jener mächtigen Baukunst seit dem Ausgang des 18. Jahrhunderts die Klangmassen der monumentalen Orchesterpartituren ordnete.

Holtei und Goethe

Von Otto Simon

Bunt, wechsellvoll und abenteuerlich war Holteis Leben, nicht arm an Erfolgen, aber auch reich an Enttäuschungen, Irrungen und Tragik. Ihm, der Mutterliebe nie gekannt hat, wurde das Dasein häufig zum Labyrinth, in dem sich der ruhelose Vagabund zu verirren drohte. Zu einer der hellsten Lichtquellen seines Lebens gehören seine Beziehungen zu Goethe.

Im September 1824 sandte Holtei zwei seiner Theaterstücke, betitelt „Die Farben“ und „Die Sterne“ an Goethe und begleitete die Sendung nicht mit einem einfachen Briefe, sondern mit einem tief empfundenen, begeisterungsvollen Gelegenheitsgedichte. Goethe ließ hierauf dem jungen Dichter durch den Schauspieler P. A. Wolff „einige majestätisch-huldreiche Floskeln zustellen“. Er hatte, mit Wolff von Holteis Arbeiten redend, den bezeichnenden Ausspruch getan: „Dieser Mensch ist so eine Art von Improvisator auf dem Papier; es scheint ihm sehr leicht zu werden, aber er sollte sich's nicht so leicht machen.“

Als Holtei im Mai 1827 auf der Rückreise von Paris zu kurzer Mittagsrast in Weimar eintraf, durchzuckte ihn infolge eines absonderlichen Zufalls plötzlich ein Gedanke so mächtig, daß er sich wie von einem elektrischen Schlage getroffen fühlte. Weimar! — Er! — Kurz entschlossen bat er Goethe in einigen Zeilen, ihn zu empfangen. Gnädig gewährte dieser die Bitte, und am 5. Mai stand der Schlesier um 11 Uhr vormittags vor der achtundsiebzigjährigen Exzellenz. Der anfangs kühle und steife Ton der abgezirkelten Unterhaltung wich bald vor Holteis Natürlichkeit und dem ihm in so reichem Maße verliehenen Zauber der fesselnden und anmutigen Plauderei, so daß aus den zehn Minuten, die er sich als längste Audienzfrist geträumt hatte, eine rasch durchplauderte Stunde wurde. Der alte Goethe fand an seinem jungen Verehrer solches Gefallen, daß er ihn beim Abschiede in unnachahmlichem Tone fragte: „Ja wie wär's denn, wenn Sie heute mit uns speisen wollten? Sie werden uns um 2 Uhr willkommen sein“.

Selig vor Entzücken fand sich Holtei ein und belebte die Tischgesellschaft durch seinen Geist, unbefangen und witzig von seinen Pariser Erlebnissen plaudernd, herzlich den herumgereichten Speisen zusprechend, während des Herrn Geheimderats Götteraugen wohlgefällig auf diesem munteren und natürlichen Gaste ruhten.

Nach zehn Tagen schied Holtei von Weimar und nahm am 15. Mai im kleinen Gartenhause am Parke von Goethe bewegten Herzens Abschied.

Der Ruf, den er schon damals als Meister der Vortragskunst besaß, veranlaßte seine in Weimar erworbenen Gönner, ihm dort mit Beistimmung Goethes den Boden für eine Reihe von

Vorträgen zu ebenen. Er kam im Januar 1828 dorthin und blieb bis zum April. Hierbei las er zweimal „Faust I“ und einmal das Helenafragment vor, fuhr auch einmal nach Jena hinüber, wo er für einen wohlthätigen Zweck vor einer großen Versammlung von Damen, Professoren und Studenten den „Egmont“ vortrug. Goethe blieb zu Holteis Leidwesen diesen Vorträgen fern, weil er sich in seinen ästhetischen Überzeugungen, die er während seines langen Lebens gewonnen hatte, nicht beirren lassen wollte. Überhaupt hat er Holtei niemals ein Wort über dessen literarisches und künstlerisches Streben gesagt, ihm auch nie eine Zeile von eigener Hand zukommen lassen. Trotzdem verfolgte er dessen Vorträge mit lebhafter Teilnahme und ließ in der Zeitschrift „Kunst und Altertum“ den Ruhm des Vortragskünstlers durch Eckermann verkünden.

In August, dem Sohne Goethes, gewann Holtei damals einen schwärmerischen Bewunderer und Freund. Nach einer Vorlesung des „Faust“ faßte er Holtei mit beiden Händen und sagte mit feuchten Augen: „Ich werd's dem Vater sagen, daß ich Vieles im ‚Faust‘ erst heute verstanden habe.“

Holtei wurde häufig zu Goethes Tafel gezogen, machte auch einmal eine Wagenfahrt mit der alten Exzellenz und spielte im gesellschaftlichen Leben Weimars trotz der damals dort herrschenden Bevorzugung der englischen Besucher eine bedeutende Rolle. Als von den Damen umschwärmter Löwe des Tages wurde er auch in Liebeshändel verstrickt.

Im nächsten Jahre fand er sich zu Goethes achtzigstem Geburtstage wieder dort ein und trug bei der Feier im „Erbprinzen“, seine Rührung kaum bemeisternd, sein Festlied vor, das Lied vom Mantel („Es trat ein Jüngling hoch und hehr aus stillem Vaterhaus“), eine der schönsten Huldigungen, die Goethe jemals dargebracht worden sind.

Seiner unbegrenzten Verehrung gab er dann ein Jahr später in einer für uns Schlesier besonders bedeutsamen Weise erneuten Ausdruck, indem er seine im Mai 1830 erschienenen „Schlesischen Gedichte“ nach Weimar sandte. Goethe erhielt „ein ganz über alle Maßen schönes Exemplar“, in weißes Pergament gebunden, mit goldnem Arabeskenschmuck; voran mit goldenen Buchstaben das Widmungsgedicht:

An a Goethe.

Du hust mersch vergunnt und do stell' ich mich ei,
Und lae der mei Büchel zu Füßen;
's seyn a por Hamveln Liedel derbei,
Jedwedes will Dihch begrüßen.
Se klingen wul fremde, Du wirscht se verstiehn,
Denn weil se, daß se vum Härzen giehn.

A jeder där singt wie's i'm juste kümmt,
Jedes Land hot ooch seine Kaleere;
Wu ober ock eener de Urgel stimmt,
Do fefft se zu Deiner Ehre;
Wer Deinen Ruhm zu verwüsten gedenkt,
Der hot sich sälber an's Fiebicht gehenkt.

Und wenn ber alle vergässen seyn,
Samt ünsen mühsaelijen Werken,
Do wern se vun Deinem Sunneschein
De rechte Wärmde irscht merken:
Do wern se sprechen: Ihr andern schreibt, —
Ihr müßt vergiehn und der Goethe bleibt!

Su bleibe, bleibe Du großer Man
Und siech der von Deiner Hiehe
De andern Leute freundlich an,
Do drunden, wo ihch ooch stiehe;
Und Gott derhalt der a guden Mutt, —
Du aber, bleib mer a brünkel gutt!

Einen unmittelbaren Dank Goethes für diese kostbare Sendung hat Holtei nicht erhalten. Doch hat sich Goethe seiner Schwiegertochter gegenüber günstig über die Gedichte ausgesprochen und „Gutes und Gemütliches“ davon gesagt.

Der nächste Monat brachte ein Wiedersehen und Holtei konnte auf seiner Reise nach Darmstadt im Goetheschen Hause seine zweite Gattin, die Schauspielerin Julie Holzbecher, vorstellen.

Leider sollte Holteis letzter Besuch im nächsten Frühjahre einen für beide Teile unerquicklichen Verlauf nehmen. Trotz aller Warnungen von befreundeter Seite lenkte Holtei das Gespräch sofort auf den am 27. Oktober 1830 erfolgten Tod Augusts und verstimmte dadurch den Vater so tief, daß dieser seinen Gast schon nach zehn Minuten entließ. Zwar wurden dieser und Gattin zur Tafel geladen und stellten sich ein, doch Goethe speiste allein auf seinem Zimmer. Er wollte den Menschen vermeiden, der es nicht über sich gewinnen konnte, ihn zu schonen. So klang diese letzte Begegnung mit einem Mißtone aus und Holtei hatte sich diesen allein zuzuschreiben. Die denkwürdigen Worte, die Napoleon voll tiefer Selbsterkenntnis auf Sankt Helena seinem Arzte gegenüber äußerte: „Niemand, ich selbst ausgenommen, hat mir geschadet; ich kann sagen, daß ich mein einziger Feind gewesen bin“ — diese Worte hätte auch Holtei von sich sagen können. Merkwürdigerweise hat er denselben Gedanken in einer Widmung ausgedrückt, die er als Greis gelegentlich unter sein Bildnis schrieb:

Viel hab ich im Leben erlebt, gesehn,
Viel Gutes, viel Übles ist mir geschehn;
Meine redlichsten Freunde: Kummer und Schmerz,
Meine bittersten Feinde: ich und mein Herz.

Noch einmal sollte er am 28. August 1831 dem Zweiundachtzigjährigen huldigen. Als die Literarische Gesellschaft in Berlin diesen Geburtstag wie gewöhnlich feierte, trug Holtei

tief bewegt sein Festlied vor („Wen feiern heut die festlich frohen Lieder?“), das wie ein ahnungsvoller Trauergesang ertönte und in seinem Kehrreim: „Er steht mit seinem Ruhm und Glück allein“ den greisen König des Festes eher beklagte als besang. Wohl niemals wieder hat Holtei solche ergreifende Klänge angeschlagen.

Als Goethe am 22. März 1832 verschied, wuchtete dieser Todesfall, längst erwartet und dennoch ganz Europa erschütternd, schwer auf Holtei. „Es geht ein Riß durch die Welt und durch die Herzen, nun er geschieden ist,“ schrieb er damals nach Weimar. „Wer weiß, ob es uns, die wir ihn kannten, nicht besser wäre, wir sprängen hinein in diese Kluft und gingen so dort hinüber, wo er herkam und nicht zum zweiten Male kommen wird.“

Aber Holtei wäre nicht er selbst gewesen, wenn er nicht in rascher Ermannung den Entschluß gefaßt hätte, dem dahingeschiedenen Genius auf dem Königstädter Theater in Berlin eine aus Goethes Werken zusammengestellte „Totenfeier“ zu rüsten. Diese fand schon am 10. April vor überfülltem Hause statt und gab Holtei Gelegenheit, sich in die Reihen der Darsteller zu mischen. Er erschien nur im ersten Auftritt als Faust und brachte die Nachricht von Goethes Tode in schlichten Versen, die eben durch ihre Einfachheit unbeschreiblich wirkten. Ein denkwürdiger Abend überhaupt: Die dicht zusammengedrückte Masse gemischter Zuschauer, die von sechs bis elf Uhr ausharrte, ohne auch nur auf Augenblicke in Spannung und Teilnahme nachzulassen. Am Schlusse zog die Schar der bunten Gestalten aus Goethes Dichtungen bei dem Steine vorüber, der seine Büste trug, und jeder legte dort einen Kranz nieder. Nachdem der Vorhang gefallen war, rief man Holtei hervor, der am Zuge nicht teilgenommen hatte. Da trat er aus der Kulissee und, ohne sich vor dem Publikum zu verneigen, beugte er sich vor Goethes Büste und legte am Fußgestell seinen Kranz nieder — ein würdiges Nachspiel, das nicht der Größe entbehrte.

Während der achtundvierzig Jahre, die er ihn überlebte, hat er sein Gedächtnis treulich gewahrt und gepflegt. In Holteis Werken finden wir Goethe häufig erwähnt, in Gelegenheitsgedichte anmutig verwoben, oder Goethesche Aussprüche angewendet. Im „Letzten Komödianten“ tritt uns Goethe persönlich in seinem Gartenhäuschen entgegen. Bereits dem Greisenalter sich nähernd, hat Holtei die bekannten Goethischen Worte: „Was man in der Jugend wünscht, hat man im Alter die Fülle“ in humorvoller Weise auf sich selbst angewendet, indem er unter sein Bildnis, das eine Ungenannte schriftlich von ihm verlangt hatte, die Verse setzte:

Als ich ein wilder Junge gewesen,
Hab ich den Frauen nicht sehr behagt;
Nun, da sie meine Bücher lesen,
Wird nach des Alten Bildnis gefragt.
Auf daß sich Goethes Wort erfülle
An mir trotz meinem geringen Wert:
„Was einer in der Jugend begehrt,
Das hat er im Alter die Fülle.“

Ein unbekanntes Gedicht Holteis

Das Hochzeitsgedicht des fast siebenzigjährigen Holtei, das im folgenden zum ersten Male gedruckt wird, befindet sich in einem einzigen, vom Dichter handgeschriebenen Exemplar im Besitz des Justizrates Dr. Friedrich Milch Breslau, des Schwiegersohnes der im Gedichte Gefeierten. — Der Abdruck folgt der Handschrift auch in der Orthographie; lediglich ein offensichtlicher Schreibfehler wurde ausgemerzt. — Amüsant an dem Gelegenheitswerkchen, das Anspielungen auf die Namen des Hochzeitpaares, Freund und Immerwahr, enthält, ist die Verwendung des „Sommerliedels“ in einer wenig gebräuchlichen Fassung.

W. M.

Zum 31. März 1867

Das ist ein heller Tag im Jahre,
Der Sommerkindtag Laetare;
Erfreut euch dran in Seel' und Geist',
Weil er den Blütenmai verheißt!

Und zweifach heute ruft „laetare!“
Aufricht'ger Freundschaft, immerwahr;
Kein beß'rer Tag für heil'gen Bund,
Den grüßen wir mit Herz und Mund.

Den grüßt mit seinem schwachen Sange
Der alte Liedermann, der lange
Nach diesem Hochzeitslied gestrebt,
Besorgt, ob er es auch erlebt?

Die Sommerkindel klopfen heute
An's Pförtlein mild — wohlthät'ger Leute,
Da schaut aus ihrem Vaterhaus'
Im grünen Kranz die Braut heraus.

Und zwischen all' den Spielerschaaren
Steht auch ein Greis mit weißen Haaren.
Steht mitten in den Bettelreih'n,
Stimmt freudig in die Weise ein:

„Rothe Rosen, weiße Rosen“
„bliehen uff em Stängel,“
„Der Heer is schien, der Heer is schien,“
„De Frau is wie ein Engel!“

Ein Engel! Wenn Verstand und Güte,
Wenn Lieblichkeit in Maienblüte
Der Engel Eigenschaften sind.
Denn edler Aeltern edles Kind,

Von Jugend auf, mit vollen Händen
Sah sie dem Wohlthun Seegen spenden,
Der Seegen wirkt auf sie zurück,
Der Aeltern Tugend baut ihr Glück.

Und wo des Herzens liebeich Walten
In vollstem Sinne Haus gehalten,
Wird geistig Leben auch gedeihn,
Als Schwester stellt die Kunst sich ein.

Wo Eines sich zum Andern findet,
Das Gute Schöner sich verbindet,
Gemüth sich paaret mit Verstand,
Da waltet Gottes Vaterhand.

Von ihr geleitet wandelt heiter,
Reich an Vertrauen, liebeich weiter
In's junge Dasein. Leiht dem Chor
Der Frühlingssänger Herz und Ohr!

Auch aus geschmückten Tannenbäumen
Ertönt, gleich längst verklungenen Träumen,
Manch' Liedchen, wie's die Vorzeit sang;
Doch heut' gewinnt es frischen Klang,
Wenns wiederhallt den Flur entlang:

„Der junge Heer hot an'n guldnen Tiesch,“
„Uff jeder Ecke an'n Karpefiesch.“
„Und in der Mittend a Flaschel Wein,“
„Und anne Liebste, die is fein.“

Die „feine“ Liebste . . . auch die beste!
Heil ihr am Ehrentag, am Feste,
Das ihr den Mann zu eigen giebt,
Der sie, den sie so herzlich liebt!

Ihr Sommerkindel singt dem Paare,
Jauchzt ihm in Chören zu: „laetare!“
Und euren Kindern, wenn ihr sterbt,
Sey künftig noch das Lied vererbt.

Daß sie heut' über fünfzig Jahre,
Fällt auf den Tag auch nicht Laetare,
Dem Jubelpaar voll Jugendmuth
Vorsingen wie Ihr's heute tut:

„De guldne Schnur gieht üm dahs Haus,“
„De liebe Frau Wirten gieht ein und aus,“
„Se gieht im ganzen Hause rüm,“
„Se hot anne griene Schürze üm,“
„Mid annem seidnen Bande,“
„Se is de Schienste im Lande.“
„Se nam sich annen schmucken Mann,“
„De Leute sähn se gerne ahn,“
„Se wird sihch wul bedenken,“
„Se wird mer wul wahs schenken!“

Dann mag die Kinder sie beschenken,
Mag auch vielleicht des Greises denken,
Wenn sie zum Gatten lächelnd spricht:
Der hat ja mitgesungen? nicht?

C—I. v. Holtei

Musik

Vom Chorgesang

Jüngst hat sich die Breslauer Singakademie zu einer öffentlichen Werbung von Männerstimmen veranlaßt gesehen. Wohl niemand wird bezweifeln, daß dieses bedeutende, auf eine mehr als hundertjährige Geschichte zurückblickende Chorinstitut neuen Zuwachs an Tenören und Bässen braucht, um auch weiterhin die schlesische Hauptstadt mit musikalisch hervorragenden Aufführungen von Meisterwerken versorgen zu können, besonders solcher, die wegen des zumeist recht großen Apparates, den sie erfordern, von kleineren Chören nicht zu bewältigen sind. Der Singakademie die nötigen Stimmen (und Geldbeträge) nach Möglichkeit zuführen zu helfen, sollten alle Musikfreunde als nobile officium empfinden; denn ernste künstlerische Arbeit bedarf — heute und immer wieder — dauernder, nachdrücklicher Förderung. Giebt es in der Großstadt Breslau nicht doch noch ein halbes Hundert singfähiger und singfreudiger Männer für unsere Singakademie? Schon damit kämen die jetzt vorhandenen Kräfte zu gesteigerter Geltung und das Gesamtleistungsvermögen wäre in dem wünschenswerten Ausmaß auch für ungewöhnliche Fälle gesichert. Es kommt ja auf Musikalität und stimmlich gute Veranlagung an, nicht so sehr auf zahlenmäßige Menge!

Selbstverständlich nehmen die Aufgaben eines großen gemischten Chores alle Beteiligten voll in Anspruch. Wer zur Tonkunst kein inneres Verhältnis hat, der wird im künstlerischen Gemeinschaftsmusizieren auch keine rechte Freude finden. Und hierin liegt die Ursache der vielfach bemerkbaren Männerstimmnot der gemischten Chöre in Konzertsaal und Kirche. Die gegenwärtige Generation ist noch zu sehr benachteiligt, nicht nur durch den Krieg, sondern im wesentlichen durch den früher völlig amüsischen Schulunterricht, der eine allgemeine musikalische Bildung nicht kannte und nicht anerkannte. Das hat sich zwar seit kurzem gründlich geändert, aber die Umkehr zum Besseren ist noch nicht wirksam geworden. Noch etwa zehn Jahre weiter, dann dürfte sie schon zu spüren sein. Nun die Hände in den Schoß zu legen und einfach zu warten, bis es so weit ist, scheint man glücklicherweise nicht für richtig zu halten. Im Gegenteil; der Pflege des Chorgesangs wird gerade jetzt, also noch in der Übergangszeit, weitgehende Sorgfalt gewidmet. Und was es bisher so gut wie überhaupt nicht gab: die systematische Ausbildung von Chordirigenten, sogar mit staatlicher Unterstützung, ist Tatsache geworden. Kommt diese Fachausbildung dem Anschein nach vorerst den

Männerchören zugute, so dürften doch zweifellos auch die gemischten Chöre, deren Schwäche ja eben die Männerstimmen (nach Können und Zahl) sind, nicht unerheblichen Nutzen von dieser neuen, wärmstens zu begrüßenden Einrichtung haben.

Alljährlich finden seit einiger Zeit solche staatliche Unterrichtskurse für Chordirigenten statt, in der Regel mit je sechzig Teilnehmern. Für Breslau steht, schon zum zweiten Male, ein Lehrgang in Aussicht (15. bis 20. April), der sicher wieder voll besetzt sein wird. Wie klar da erkannt ist, was dem Chorgesang not tut, zeigen die den bisherigen Erfahrungen entnommenen Richtlinien, aus denen folgendes weite Kreise interessieren muß.

Die Unterweisung hat zu beachten, daß die Kursisten mit wenigen Ausnahmen in kleinen Städten und Dörfern Vereine leiten, also Belehrungen empfangen sollen, die sie in einfachen Musikverhältnissen nutzbringend verwenden können. Das Hauptgewicht ist auf Erörterung praktischer Fragen zu legen; Stimmbildung wie Technik des Studierens und Dirigierens von unbegleiteten Chören müssen im Vordergrund stehen. (Wir alle wissen, wie schlimm es besonders um diese für jeden Chorverein lebenswichtigen Dinge bestellt war und noch ist.) Einige Werke verschiedener Stilart sind von den Kursisten als Gesamtchor zu erarbeiten. Die Einführung in die Chorliteratur soll unter dem Gesichtspunkte erfolgen, daß die Teilnahme die Wesensmerkmale schlechter Musik erkennen (das ist ungemein wichtig!) und einen Überblick über diejenige gute Chormusik gewinnen, die auch bei einfachen örtlichen Verhältnissen ausführbar ist. (Damit wird dem sehr verbreiteten Übelstand entgegengetreten, die Kräfte kleinerer Chöre zu überspannen und dadurch das Musizieren für Ausführende wie Hörer zur Qual zu machen.) Auf die Möglichkeit der Mitverwendung einfacher Instrumentalbegleitung, wie sie in kleinen Orten herangezogen werden kann, soll eingegangen werden. Diesem Zwecke dient die Unterweisung im Einziehen von Stimmen, Umsetzen von Streichmusik in Blasmusik und umgekehrt, Übertragen eines Hornquartettsatzes auf andere Blasinstrumente usw. Der Unterricht soll nicht ausschließlich oder vorzugsweise auf den Männerchor zielen, sondern ebenso den gemischten und den Frauenchor behandeln. Einzelne Melodien sind nebeneinander in Männerchor- und in gemischtem Chorsatz darzustellen. Überaus bedeutungsvoll ist auch die Bekämpfung der Annahme, daß Männerchor

nur in vierstimmigem Satze gesungen werden müsse. Schließlich wird, was unbedingt richtig ist, der Zusammenhang mit der neuen Musikerziehung in der Schule dadurch herbeigeführt, daß Hinweise auf das jetzt in Schule und Jugendmusikbewegung bevorzugte Liedgut erfolgen, die Merkmale der hauptsächlichsten Unterrichtsmethoden (Eitz, Tonika-Do) erklärt, Fingerzeige für die Gehörbildung gegeben und die Möglichkeiten zu deren Anwendung im Vereinsbetriebe erörtert werden. Natürlich fehlt im Lehrplan die Geschichte der Chormusik ebensowenig wie ein Vortrag über die gegenwärtigen Strömungen im Musikleben, über Organisation, Aufgaben und Ziele der Sängerverbände.

Abends sollen die Kursisten Vereinsübungen und musikalische Aufführungen, auch kirchliche, besuchen.

Angesichts derart weitgreifender Bestrebungen zugunsten des Chorgesangs wäre wohl zu hoffen, daß auch der Werberuf unserer Singakademie nicht ungehört verhallt. Zum mindesten müßte es möglich sein, daß dieser oder jener der großen Breslauer Männerchöre sich wiederum, wie es in vergangenen Jahren unter unleugbarem Erfolg geschehen ist, mit der Singakademie zur Aufführung von Ausnahmewerken verbündet. Auch in anderen deutschen Musikstädten führte diese Art der Zusammenarbeit zu künstlerischen Großtaten.

Max Schneider

Theater

Die zweihundertste Wiederkehr von Lessings Geburtstag mußte für das Breslauer Schauspiel mehr sein als ein Anlaß kalendermäßiger Erinnerung; hier war in entscheidenden Lebensjahren des Dichters „Minna“ entstanden. Und wenn das Lobetheater jetzt unser schönstes deutsches Lustspiel in würdigster Gestalt herausbrachte, bring es zugleich ein zweites Jubiläum: das Stück hat 1869 den Bau eröffnet, der sechzig Jahre lang eine Pflegestätte bester deutscher Schauspielkunst war und weiter bleiben muß, solange die Zeit das dringend nötige neue Haus zu errichten verwehrt. Die Inszenierung war eine sehr feine Arbeit von Max Ophüls, in der dreiaktigen Gliederung mit Verzicht auf den kurzen Bruchsal-Auftritt für Breslau neu, aber nicht ohne Vorläufer. Der Vereinheitlichung entsprach ein konstantes Bühnenbild, mit dem Harry Wilton sehr glücklich szenische und bildliche Forderungen vereinigte. Auf Chodowieckistudien oder sonstigen Historismus wurde bewußt verzichtet, das zeitlich spätere Kostüm gab nur Distanz von der Gegenwart. Die Besetzung sah unsere besten Kräfte bei einer beinahe unterschiedslosen Erfüllung der ewig dankbaren Einzelaufgaben. Das Lustspiel konnte seinen unvergänglichen Glanz nicht schöner strahlen lassen. — Zur gleichen Zeit gab man den Nathan im Thalia-theater, von Dr. Karl Pempelfort (Bremen) inszeniert. Die immer neu zu lösenden Darstellungsprobleme liegen hier in der Veranschaulichung des Wortes, in der Umsetzung der gedanklichen in szenische Rhythmik. Dabei wird immer nur ein Ausgleich zu erzielen sein, dessen Vollkommenheit sehr von der sprachdarstellerischen Einzelbegabung abhängt. Pempelforts Arbeit konnte infolge ungleichartiger Besetzung nicht alle Absichten verwirklichen, aber sie erreichte eine Qualitätsaufführung von starkem Eindruck. Die Gastdarstellung des Nathan durch Robert Marlitz (Berlin) gab Gutes, aber nicht Erschöpfendes; so kam es, daß Hans Franks vortrefflicher Saladin die Gesamtwirkung sehr stark mitbestimmte. Jenseits der Einzelleistungen aber war es interessant und erfreulich zu erleben, wie sehr

auch dieses aktionsarme Geistgedicht auf der heutigen Bühne zu wirken vermag, wenn alles auf die Leuchtkraft seiner Gedanken und ihre wundervolle Sprachgestalt verwendet wird.

Das Stadttheater hat wieder einmal von einem guten Rechte der Oper Gebrauch gemacht und sich der klassischen Operette angenommen, für deren Pflege die heutige Operettenbühne das Leistungsniveau verloren hat. Bot auch die Faschingszeit einen Anlaß zur Wahl des großen Parodisten Offenbach, so war Dr. Grafs Absicht einer Umformung der „Schönen Helena“ doch schon an sich berechtigt. Die großen Dreiakter Offenbachs sind wohl in der Wirksamkeit ihrer Allgemein-komik, ihrer melodischen und rhythmischen Feinkost an keine Zeit gebunden; ihre parodierten Aktualitäten aber sind für uns gestorben, sie müssen durch neue ersetzt werden. Darin wird man Grafs fröhlichen Einfällen mit Vergnügen folgen, wenn auch einiges, wie die Roulette-Szene, ohne Schaden gekürzt werden konnte. Schwieriger war die Ausführung einer Revuefassung des Ganzen; eine derartige frei erfundene Rahmenhandlung bedarf der ununterbrochenen Schlagkraft des Witzes, wenn sie durch die ulkige Beziehung von Wirklichkeit und Spiel das Ganze fördern soll. Graf hat nun zwar eine besondere Gabe für die Auflockerung starr gewordener Formen, aber der Regisseur müßte zugleich dichtender Humorist sein, um hier seinen richtigen Gedanken überall zündende Wirkung zu geben. Das Ergebnis kann daher nur relativ vollkommen sein. In dieser Beschränkung glückte die Inszenierung sehr hübsch, war voll Laune und übermütiger Stimmung. Die Darsteller äußerten karikaturistische Begabung, Witz und oft auch jene ergötzliche Freude an der Selbstparodie des Opernhaften, die allein theaterecht wirkt. Daß der umfangreiche technische Hilfsapparat sich nicht ganz verläßlich erwies, sei eine Warnung. Diese Gattung verlangt Tempo und glattes Funktionieren, verlangt auch Darsteller, die stegreif-tüchtig über Störungen hinweghelfen. Dr. Graf ist an die Frankfurter Oper berufen; vielleicht wird also

diese Offenbach-Inszenierung seine letzte Breslauer Arbeit sein. Die Bewertung seiner hiesigen Wirksamkeit wird aber an diese Griffe ins Stoffgebiet der heiteren Muse, wie Mikado und Helena, am wenigsten anknüpfen dürfen. Denn der Schwerpunkt der Arbeit dieses hochbegabten Regisseurs lag in seinen großen

Leistungen an der alten und neuen Oper und in seiner bahnbrechenden Bühnengestaltung des Händel-Oratoriums. Daß auf diesem Gebiete unser Institut in den letzten Jahren führend wurde, bleibt ihm zu verdanken.

Hans Hermann Adler.

Schlesischer Wirtschaftsspiegel

Aktienkurs und Dividende als Bewertungsmaßstab

Es ist oft genug auch an dieser Stelle von der besondern und wenig erfreulichen Lage gesprochen worden, in der sich Industrie und Handel unseres Ostgrenzlandes befinden. Man hat auf verschiedenste Art allgemeine Betrachtungen angestellt und sich immer wieder mit bitteren Klagen an die Öffentlichkeit und an die für das Wohlergehen aller Reichsteile verantwortlichen Stellen gewandt. Es soll in folgendem versucht werden, einmal die Situation der wichtigsten schlesischen Industriezweige — mit Ausnahme der Schwerindustrie und des Bergbaues — nach Rentabilität und öffentlicher Einschätzung ihrer wichtigsten Gesellschaften rein ziffernmäßig aufzuzeigen. Fast alle größeren industriellen Unternehmungen werden heute bekanntlich in der Form von Aktiengesellschaften nach außen hin repräsentiert. Der Kurs der Aktien der einzelnen Gesellschaft an ihrem Handelsplatz — der Börse — ist, von besonderen Einzelfällen abgesehen, abhängig von dem realen Wert des Unternehmens und seiner Rentabilität, die sich wiederum der Öffentlichkeit gegenüber in der Art und Höhe der jährlichen Dividendenzahlungen auf die Aktienpapiere darstellt. Die Gesellschaften haben am Abschluß jedes Geschäftsjahres ihren Aktionären über den Stand des Unternehmens Rechenschaft abzulegen. Dazu dient vor allem die Veröffentlichung der Jahresabschlüsse mit den Dividendenvorschlägen.

Bei einem großen Teil der schlesischen Industrie fällt das Geschäftsjahr der Aktiengesellschaften mit dem Kalenderjahr zusammen, so bei großen Teilen der Textil-Industrie, bei der Mühlen-Industrie und etwa bei der Hälfte der Maschinen-Industrie. Die anderen Gesellschaften pflegen in der Mehrzahl mit dem 30. September ihr Geschäftsjahr abzuschließen. Diese Abschlüsse sind jetzt veröffentlicht; über die Abschlüsse zum 31. Dezember ist ein erster Überblick vorhanden. So scheint der Augenblick für eine allgemeine Überprüfung der industriellen Situation günstig.

Nächst der Schwerindustrie ist für das schlesische Wirtschaftsgebiet die weiterverarbeitende Metall- und Maschinen-Industrie einschließlich der Waggonbauanstalten, die Textil-Industrie, die Zuckerfabrikation und die Elektrizitäts-Industrie von besonderer Bedeutung. In der Maschinen-Industrie gehört die Breslauer Linke-Hofmann-Busch-Werke A. G. zu den bekanntesten

Unternehmungen. Sie hat ihr am 30. September abgelaufenes Geschäftsjahr zwar mit einem kleinen Reingewinn, aber ohne Dividende abgeschlossen. Für das laufende Jahr sind die Aussichten günstiger, vor allem auch durch Hereinnahme einiger Millionen-Aufträge aus dem Ausland, so aus Chile. Außerdem führt Linke-Hofmann nach der Trennung von dem Lauchhammerwerk und der Fusion mit der Waggonfabrik Busch in Bautzen sein Rationalisierungsprogramm weiter durch. Im Gegensatz zu Linke-Hofmann hat die zweite große schlesische Waggonfabrik, die Waggon- und Maschinenbau A. G. Görlitz, ihr letztes Geschäftsjahr am 30. Juni 1928 mit einer Dividende von 10 Prozent abgeschlossen, ihre Erträge also gegenüber dem Vorjahr, wo sie acht Prozent ausschüttete, noch gehoben. Neben diesen beiden Firmen beschäftigt sich die Christoph & Unmack A. G. in Niesky mit dem Bau von Maschinen, Motoren und Wagen. Sie blieb im Jahre 1927 ohne Dividende. Für das am 31. Dezember 1928 abgelaufene Geschäftsjahr soll allerdings eine Dividendenzahlung wieder aufgenommen werden. Die Maschinenbau A. G. vorm. Starke & Hoffmann in Hirschberg blieb am 30. Juni 1928 ebenfalls wie im vorangegangenen Jahre trotz eines kleinen Reingewinns dividendenlos. Die Carlshütte A. G. für Eisengießerei und Maschinenbau in Waldenburg-Altwasser hat sich von ihrem Verlust im Jahre 1927 etwas erholt und schließt das letzte Jahr mit einem kleinen Reingewinn ab, ohne jedoch die Dividendenzahlung wieder aufzunehmen. Die Carlshütte leidet besonders stark unter dem Fehlen eines deutsch-polnischen Handelsvertrages, da ihre Spezialität die Fabrikation von Bergbaumaschinen ist, die sie früher weit nach Polen lieferte. Besser schneidet die Eisen- und Emaillier-Werke Sprottau A. G. ab, die am 30. Juni 1928 acht Prozent Dividende gegen fünf Prozent im Vorjahr verteilen konnte. Sie ist auch im laufenden Geschäftsjahr gut beschäftigt, und man kann wohl wieder mit der gleichen Dividende rechnen. — Einen Spezialzweig der schlesischen Maschinen-Industrie bildet die in Breslau beheimatete Wassermesser-Industrie, deren Produkte weit ins Ausland gehen. Sie ist in zwei Gesellschaften, der H. Meinel A. G., Breslau-Carlowitz und der Hydro-meter Bresl. Wassermesser-Fabrik A. G. konzentriert

Beide Gesellschaften können für 1928 ebenso wenig wie für das Vorjahr eine Dividende verteilen, obwohl sie mit einem Reingewinn abschließen. Die Aussichten dieses Industriezweiges scheinen nicht ungünstig, vor allem nach dem Zustandekommen eines Wassermesser-Syndikats, durch das die Außenseiter-Konkurrenz beseitigt und feste Preisbindungen erfolgt sind. Eine andere Spezialität, nämlich die Herstellung von Zinnfolien und Aluminium-Folien betreibt die E. F. Ohle's Erben A. G.-Breslau, die allerdings trotz guter Beschäftigung am 30. Juni 1928 ebenso wie im letzten Jahr mit einem Verlust abgeschlossen hat, den sie auf scharfe Auslandskonkurrenz und schlechte Preise zurückführt.

In der Textil-Industrie brauchen nicht, wie das eben bei der Metall- und Maschinen-Industrie geschah, einzelne typische Gesellschaften eingehender betrachtet werden. Hier ist die Situation, soweit die Leinenweberei in Frage kommt, im ganzen leider recht einheitlich schlecht. Die Schlesische Textil-Werke Methner & Frahne A. G.-Landeshut blieb z. B. ebenso wie die J. Rinkel A. G. oder die Albert Hamburger A. G.-Landeshut dividendenlos. Die A. G. für Leinen-Industrie vorm. C. G. Kramsta & Söhne in Freiburg ist gleichfalls ohne Dividende und hat wiederum einen kleinen Verlust. Für die F. Wihard A. G.-Liebau gilt, wenn sie auch keinen Verlust aufzuweisen hat, das gleiche. Unter den Leinenwebereien bieten lediglich die allerdings nicht ausschließlich auf sie eingestellte Concordia Spinnerei und Weberei A. G.-Bunzlau-Marklissa und die Erdmannsdorfer A. G. für Flachsgarn-Maschinenspinnerei und Weberei ein etwas günstigeres Bild. Die Concordia hatte für das Geschäftsjahr 1927 noch zehn Prozent Dividende, die sich allerdings für 1928 infolge schlechter Konjunktur verringern dürfte. Die Erdmannsdorfer Gesellschaft hatte 1927 sieben Prozent Dividende, wird sie für das letzte Jahr aber auch ermäßigen müssen. Besser hat die Baumwollfabrikation gearbeitet. Die Meyer-Kauffmann-Textilwerke A. G., Wüstegiersdorf hatte 1927 sieben Prozent Dividende, für 1928 ist sie noch nicht festgelegt. Das gleiche gilt für die Gruschwitz-Textilwerke A. G. in Neusalz. Die Deutsche Wollenwaren-Manufaktur A. G.-Grünberg hatte 1927 keine Dividende, 1928 etwas erhöhte Umsätze und einen kleinen Reingewinn.

In der deutschen Zuckerfabrikation nimmt Schlesien bekanntlich die zweite Stelle ein. Die sich ihr widmenden Gesellschaften haben zwar im Durchschnitt keine überaus große, aber doch eine gewisse Rentabilität zu verzeichnen, die sich allerdings zu verringern scheint. Die Zuckerfabrik Froebeln A. G. verteilte 1927 sechs Prozent, 1928 fünf Prozent Dividende. Die Zuckerfabrik Fraustadt A. G. hatte 1928 keine Dividende mehr, nachdem sie 1927 noch $8\frac{1}{2}$ Prozent ausschüttete. Haynau hatte 1927 zehn Prozent, 1928 neun Prozent, Schottwitz 1928 ebenso

wie im Vorjahr zehn Prozent. Trachenberg blieb ebenso wie 1927 dividendenlos. Neustadt konnte im letzten Jahr mit $4\frac{1}{2}$ Prozent die Dividendenzahlung wieder aufnehmen.

Während alle bisher genannten Industriezweige offenkundig unter schwerer Depression zu leiden haben, zeigen die schlesischen Elektrizitätsgesellschaften etwas befriedigendere Zahlen, wenn sie auch mit dem Reichsdurchschnitt nicht ganz mitkommen. Die Schlesische Elektrizitäts- und Gas A. G. verteilte in den letzten Jahren zehn Prozent Dividende, für das jetzt abgelaufene Geschäftsjahr wird das gleiche erwartet. Die Elektrizitätswerk Schlesien A. G. ermäßigte im vorigen Jahr ihre Dividende von zehn auf acht Prozent, vor allem wegen ihres kostspieligen Experiments mit dem Ankauf der Wenzeslaus-Grube, die sehr große Kapitalanlagen brauchte. Die Gesellschaft wird auch in diesem Jahre wohl bei der gleichen Dividende bleiben. Die Niederschlesische Elektrizitäts- und Kleinbahn A. G.-Waldenburg verteilt gemäß ihrem Pachtvertrag mit der E. W. Schlesien A. G. stets den gleichen Gewinn. Die Elektrizitätswerk Liegnitz A. G. brachte ebenso wie für 1927 im letzten Jahre neun Prozent Dividende. Nur die Kommunale Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft-Sagan, die zum Konzern Elektrizitäts-Lieferungs-Gesellschaft Berlin gehört, hatte im Jahre 1927 keine Dividende; ob eine Zahlung für 1928 wieder erfolgt, ist noch unentschieden. Immerhin sieht der Abschluß diesmal besser aus.

Nach diesem Überblick über die Lage einzelner Gesellschaften der wichtigsten schlesischen Industriezweige kann ein Vergleich mit dem übrigen Reichsgebiet besonders deutlich die Schwierigkeiten unseres Wirtschaftsgebietes zeigen. Die Börsenkurse der schlesischen Gesellschaften sind, wie eine Gegenüberstellung mit dem Reichsdurchschnitt ergibt, durchweg bedeutend niedriger, als im übrigen Deutschland. Von den Werten der Waggon-, Maschinen- und Metall-Industrie übersteigt lediglich die Görlitzer Waggon- und Maschinenbau A. G. mit einem Kurs von 100 Prozent bei $58\frac{1}{2}$ Prozent, bleibt also um fast 34 Prozent hinter dem übrigen Reich zurück. Der Dividenden-Durchschnitt, d. h. also die Rentabilität der Gesellschaften beträgt nur 2 Proz.! In der schlesischen Textil-Industrie macht sich der Abstand gegen das übrige Reichsgebiet noch viel krasser bemerkbar. Die Aktien der Textil-Gesellschaften notieren im Reichsdurch-

schnitt mit 125,4 Prozent. In Schlesien ist der Durchschnittskurs 56,8 Prozent. Dem Nennwert gleich werden nur die Aktien der Concordia bewertet, und lediglich die Erdmannsdorfer Spinnerei kann den Paristand und auch hier nur um vier Prozent übersteigen. Am schlechtesten sind die Leinenwebereien daran, deren Aktien über 35 Prozent des Nennwertes nicht mehr hinauskommen. Bei den Aktien der Zuckerfabriken beträgt der Durchschnittskurs im ganzen Reiche 85 Prozent, in Schlesien nur 74 Prozent. Die Durchschnittsdividende liegt in Schlesien bei fünf Prozent. Selbst die Stromlieferungsgesellschaften bleiben hinter dem Reich mit einem Durchschnittskurs von 128,6 Prozent um 24 1/2 Prozent zurück.

Es ist besonders auffällig, daß die Börsenkurse der

schlesischen Gesellschaften zu einem großen Teil noch ungünstiger lauten, als die Durchschnittsrente der einzelnen Gesellschaften, auch wenn sie oft sehr klein ist, es eigentlich erwarten ließe. Das kann nur der Ausdruck eines recht mangelhaften Vertrauens des anlagensuchenden Kapitals in die schlesische Wirtschaftskraft bedeuten. Das Publikum, das mit Aktien handelt, scheint es zu vermeiden, sich auf schlesische Werte festzulegen. Früher erlittene Verluste schrecken ab, und die weitere Entwicklung der schlesischen Wirtschaft ist ihm immer noch unsicher genug. Es erfolgt also immer wieder ein ziemlich rasches Abstoßen schlesischer Werte; darum sind sie immer wieder am Markt und werden angeboten. Ein regelmäßiges und reichliches Angebot von Aktien pflegt aber bekanntlich ihren Kurs zu drücken. *Darge*

Sport

Sibirische Kälte — aber trotzdem Sport im Freien

Die Rekorde des Monats Februar stellte das Wetter auf, und die Tabelle zeigt Zahlen an, die nicht sobald überboten werden dürften. Unsere Eltern und Vorfahren hätten sich bei solchem Kälteeinbruch hinter dem Ofen verkrochen, aber für die heutige junge Generation ist eine Erneuerung der Eiszeit kein Grund, den Sport aufzugeben. Die Skiläufer, die Schlittschuhläufer konnten endlich einmal die geplanten Veranstaltungen restlos durchführen, ohne Absagen und Verschiebungen, und wenn sie noch mit etwas unzufrieden waren, so war es der Umstand, daß sie ihr Programm nicht von vornherein noch reichlicher ausgestattet hatten. Ein Winter wie der letzte, der bisher 2 1/2 Monate hindurch die Ausübung des Wintersports ohne jede Unterbrechung ermöglichte, ist für den Nachwuchs von außerordentlichem Wert. Die Methoden zur Erlernung der Technik sind heute bis ins feinste durchgebildet, theoretische Bücher und Sportlehrer bringen den Anfänger schnell vorwärts, und in einem Winter erlernt er spielend, was wir früher mühsam in zehn Jahren uns aneigneten. Der Erfolg zeigt sich dann in den Gipfelleistungen der Jugend.

Bei einem Wettkampf, für den noch vor wenigen Jahren das Glatzer und Eulengebirge überhaupt keine Teilnehmer stellen konnte, beim Skispringen, wurde das diesen Winter besonders deutlich. Die Skiläufer waren am meisten von der Witterung begünstigt. Während die schlesische Ebene unter einem Kältepanzer erstarrte, konnten sie sich auf den Höhen in warmer Sonnenbestrahlung tummeln. Die Sprungwettbewerbe auf den neubauten Schanzen brachten Scharen von Springern an den Ablauf. Zum ersten Male zeigten sich die Schlesier den Deutschböhmen gewachsen. Es ist nun bei uns im Gebirge die Generation herangewachsen, die schon im Kindesalter auf Brettern steht. Die großen Wettsspringen werden bei

uns mit der Zeit so beliebt werden wie in Norwegen. Beim Eulesprunglauf, der zum zweiten Male veranstaltet wurde, hatten sich trotz der Verkehrsschwierigkeiten gegen 8000 Zuschauer eingefunden. Es war ein Bild von malerischem Reiz, blauer Himmel, leuchtender Schnee, an der steilen Schanze bildeten zwei Menschenreihen bis zur Höhe hinauf Spalier, um den weiten Auslauf drängten sich die Massen, und bis weit hinauf auf dem gegenüberliegenden Berg standen die Tausende unbeweglich und trotzten der Kälte; ihre Blicke wurden immer wieder von einem seltsamen Schauspiel gefesselt: von der Höhe glitt gebückt ein Läufer herab, immer schneller, plötzlich löste er sich von der Erde, reckte sich auf, sauste in einer eleganten Spirale, lebhaft mit den Armen rudierend, durch die Luft, dann berührte er den Boden, ging blitzschnell in Kniebeuge, sauste in den Auslauf und schloß mit einigen Bogen die rasende Fahrt. Nur die Besten können es wagen, den Absprung von einer großen Sprungschanze zu machen, aber ihre Zahl wächst beständig; das Beispiel, der Ansporn ist da. Selbst die Vereine in der weitabgelegenen Stadt wollen es heute den Besten gleichtun. Der Breslauer Skiklub, der seit Jahren eine ausgezeichnete Rennmannschaft unterhält, erlebte die Freude, daß ein Mitglied, der Eulengebirgler Leupold, für seine Farben die Schlesische Skimeisterschaft gegen die stärkste Konkurrenz gewann.

Auch der Breslauer Eislaufverein konnte mit diesem Winter zufrieden sein. Zwar wirkte sich die allzu große Kälte mitunter ungünstig auf die Zuschauerzahlen aus, und man konnte sogar während einiger Tage den früher paradoxen Satz lesen: „die Eisbahn ist wegen der Kälte geschlossen“. Aber das große Programm im Kunstlauf und Eishockey konnte durchgeführt werden; die Zahl der Übungstage wird sicher für lange Zeit Rekord bleiben, und der Fort-

schritt in den Leistungen wird sich voll auswirken. Auch die Veranstaltungen dieses Vereins locken viele Tausende an. Die Ufer des Stadtgrabens bilden natürliche Tribünen, von denen man auf die blanke Fläche hinunterblickt und den eleganten Bewegungen der Läufer folgt, die das Schwergewicht überwunden zu haben scheinen. Gäste aus Troppau, Berlin, Wien waren oft zur Stelle. Breslau besitzt in dem jungen Heckmann ein aufkommendes Talent, in dem Senior Hallama einen langjährigen Meister im Paarlauf.

So blühte der Wintersport selbst in der Großstadt. Jede Bodenwelle wurde zur Rodelbahn, jeder Hügel zum Skihang, die Oder zur Schlittenbahn. Die Leidtragenden der sibirischen Kälte waren die anderen Sportzweige. Das Hallensportfest der Leichtathleten in der schlechtgeheizten Jahrhunderthalle konnte niemand erwärmen, da die oft gerügten organisatorischen

Mängel sich wieder stark bemerkbar machten. Am stärksten aber wurde der Fußballsport geschädigt. Einmal durch die unvermeidlichen Absagen von großen Veranstaltungen, nachdem man bis an die Grenze des Möglichen gegangen war, und dann durch die Zwischenfälle beim Treffen Norddeutschland gegen Südostdeutschland in Hamburg. Bei 20 Grad Kälte, eisigem Wind, vereistem Platz mußten die Repräsentativen im Fußballdreß antreten. Nach der Halbzeit klagten einige der Südostdeutschen über erfrierende Gliedmaßen, aber es ging trotzdem weiter, und nach erst 15 Minuten hatte man den Einfall, abzupfeifen. Eine Veranstaltung, die dem Ansehen der leitenden Männer sehr schadet und die einen Sturm der Entrüstung hervorrief. Schon wird in der Presse die Meinung laut, daß im Winter regelmäßig eine Fußballpause eingelegt werden muß.

F. Wenzel

B ü c h e r

Ein allgemeines katholisches Gesang- und Gebetbuch.

Wie sich heute in der christlichen Kunst überhaupt eine Reformbewegung geltend macht — man denke an das Kirchenbauproblem und dessen Behandlung in den verantwortlichen Kreisen katholischen und protestantischen Bekenntnisses — so auch in der Gestaltung des liturgischen, vom Geistlichen beim Gottesdienst verwendeten und des zur allgemeinen Benutzung bestimmten Buches. Ein Schlesier, Franz Hoffbauer, Oppeln, ist hier vorangeschritten und hat soeben im Selbstverlag nach sorgfältigsten Vorarbeiten und unter Mitarbeit maßgebender Persönlichkeiten das katholische Gesang- und Gebetbuch „Friede sei mit dir“ herausgebracht, das berufen ist, eine wirkliche Lücke in der kirchlichen Literatur auszufüllen und ein allgemeines deutsches Andachtsbuch zu werden. Franz Hoffbauer hat sich die Aufgabe gestellt, in organischer Verbindung mit der Tradition eine moderne Volkstümlichkeit zu erreichen, er will „wahre Kunst in den Dienst des katholischen Glaubenslebens stellen“ (aus dem Vorwort). Von den 638 Seiten des im Offsetverfahren von der Stadt- und Universitätsdruckerei Graß, Barth u. Co. W. Friedrich, Breslau, auf Bibeldruckpapier gedruckten, in bequemer Taschenformat gehaltenen Buches entfallen fast gleiche Hälften auf den Gesangs- und Gebetsteil. Für die Texte und Melodien ist das ganze Gebiet des katholischen Kirchenliedes vom musikalisch-literarischen Standpunkte aus neu durchmustert, nur das Beste, ohne Voreingenommenheit für eine bestimmte Zeit und Richtung, behalten und Minderwertiges ohne Rücksicht ausgeschieden worden. Anerkannte Fachleute wurden dabei zu Rate gezogen, u. a. der Breslauer Domkapellmeister Dr. Blaschke, der Direktor des Schlesischen Konservatoriums Hermann Buchal, Universitätsprofessor Dr. Romano Guardini, Potsdam,

Domherr Dr. Schröter, Frauenburg Ostpr., der Direktor der Akademie für Kirchen- und Schulmusik Professor Dr. Thiel, Berlin. Zahlreiche dichterische und musikalische Beiträge aus der Gegenwart, durchweg eigens für das Buch verfaßt, wurden hereingenommen, so u. a. von Willibald Köhler, Oppeln, Ruth Schumann, München, Dr. Georg Terramare, Wien, Ernst Thrasolt, Berlin. Was den Bildschmuck betrifft, so ging Franz Hoffbauer von der Möglichkeit aus, in freiem Anschluß an ältere Holzschnitte unserem heutigen Empfinden entsprechende Zeichnungen zu schaffen und in Übereinstimmung mit diesem Gedanken übernahm Professor Carl Mense, Breslau, den Bildschmuck unter Benutzung der ikonographischen Vorbilder aus der Holzschnittfolge des „Gulden Püchlein Unserer lieben Frau“ 1450 (in der graphischen Sammlung zu München, herausgegeben von Otto Weigmann als XXIV. Veröffentlichung der Graphischen Gesellschaft, Berlin, Bruno Cassirer, 1918). In schönstem Einklang mit den die verschiedenen Abschnitte hervorhebenden Zeichnungen Carl Menses verstand es Georg Nerlich, Breslau, dem die gesamte buch künstlerische Ausstattung anvertraut war, mit den von ihm entworfenen Schriften in Textgliederung, Drucktypen und Notenformen ein einheitliches Satzbild zu gewinnen und eine von feinstem Sinn für seinen Zweck geleitete Stimmung in das Buch zu tragen. Zu welcher zwingender Wirkung sich die Buchseiten zusammenschließen, dafür sei nur auf die feierliche Verbindung der Initiale T mit dem Bilde der Gregorsmesse, Seite 32 (vergl. Abb.), als Einleitung zum Abschnitt der Messesänge, hingewiesen. Hier wird die Berechtigung der Erneuerung des alten Vorbildes mit seinem liturgischen Charakter vielleicht am meisten deutlich. Beim Vergleich mit den Holz-



**TUT
DIES ZU
MEINEM
AN-
DENKEN**

15
RESPONSORIEN
A. FEIERLICHE
RESPONSORIEN
AN SONN-UND FEST-
TAGEN SOWIE BEI
FEIERLICHEN
VOTIVAMTERN

1. Beiden Orationen

V. Do - mi - nus vo - bis - cum.
Der Herr sei mit euch.

R Et cum spi - ri - tu tu - o. A - men.
Und mit dei - nem Gei - ste. A - men.

32

Gesangbuch-Seite

schnitten des Gulden Püchlein erweist sich die leise Zartheit und Schmiegsamkeit, die in den Bildzeichnungen gern vorwaltet, als der ganz persönliche Anteil Carl Menses, man betrachte daraufhin etwa das köstlich-innige Bildchen der Verkündigung, Seite 81. Alle Bildzeichnungen aber zeigen, mit welchem Verständnis der Künstler sich dem Gesamtplan des Buches eingefügt hat. Einige Darstellungen wie die Mannalese, Seite 194, und die Jünglinge im Feuerofen, Seite 280, sind Menses eigene formale Erfindung, ebenso die Schlußvignetten, die altchristliche Symbolik anklingen lassen. Das dem Einband aufgedruckte Signet mit seinem einprägsamen Inhaltsreichtum, das auch die Titelseite schmückt, ist von Georg Nerlich. Das

Hoffbauersche Gesang- und Gebetbuch, das mit vollem Bewußtsein und in ganzer Entschiedenheit für den wichtigsten kirchlichen Gebrauchsgegenstand des Laien eine wirkliche Form zu finden wußte, hat einen Pionierdienst an der Sache der religiösen Kunst geleistet. Möge es die Verbreitung finden, die ihm als Ausdruck gegenwärtigen Kulturwillens zu wünschen ist.

Bernhard Stephan

Schlesische Malerei und Plastik des Mittelalters.

Unter Mitwirkung von Ernst Kloß herausgegeben von Heinz Braune und Erich Wiese. Leipzig 1929; Verlag Alfred Kröner.

Lang erwartet ist nun endlich der kritische Katalog der Gotikausstellung Breslau 1926 erschienen, ein dickleibiger, gut gebundener Band, der mit nicht weniger als 232 klaren Lichtdrucktafeln ausgestattet ist. Das Wort „Katalog“ bezeichnet nicht erschöpfend den Inhalt des Werkes; es will, wie das Vorwort es ausspricht, „durch Einbeziehung aller wesentlichen, nicht mitabgebildeten Werke der alten schlesischen Kunst ein Fundament für die künftige Forschung auf diesem Gebiete sein.“ Diese Absicht wird zunächst einmal durch die Tafeln erreicht, die von den Kunstwerken sehr sorgfältig hergestellte Abbildungen bieten, von manchen Statuen die Vorder-, Seiten- und Rückansichten, wozu noch öfters vortreffliche Teilansichten hinzutreten. Für die ältere Zeit schlesischer Plastik hatten wir ja schon die guten Abbildungen zu Erich Wieses Buch über „Schlesische Plastik vom Beginn des 14. bis zur Mitte des 15. Jahrhunderts“. Aber nicht nur, daß für diese Epoche der Bestand erheblich vermehrt werden konnte, es sind auch von einigen Werken erst jetzt brauchbare Photos möglich geworden. Die große Kreuzigungsgruppe aus der Corpus-Christi-kirche z. B. ist erst durch die Gotik-Ausstellung aus ihrer Verborgenheit hinter der Orgelempore geholt worden und erst damit war die Möglichkeit zu genügend weit distanzierteren Aufnahmen gegeben, die nun das großartig-pathetische Werk in Ruhe genießen lassen. Auch die Kreuzigung auf der Nordempore der Barbarakirche zeigt sich nun in besserer Sicht als bei Wiese; sie ragt ja durch ihre Frühe wie durch ihren edlen Linienfluß besonders hervor. Für die Plastik der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts fehlte überhaupt ein Abbildungswerk. Hier ist also die Darbietung des Materials von grundlegender Bedeutung, weil sie zum ersten Male dem Forscher, der die Breslauer Gotikausstellung nicht besucht hat, eine deutliche Anschauung von der Eigenart und der hohen Qualität dieser Periode gibt. Für das Gebiet der gotischen Malerei ist das Material über die bisher veröffentlichten Stücke gleichfalls ergänzt und bis zum Ausgang der Gotik geführt worden. Rein künstlerisch gesprochen ist ja diese letzte Zeitspanne nicht so ergiebig wie die gleichzeitige Plastik.

Der Text verzichtet auf jede zusammenhängende Darstellung und gibt ein Werk für Werk gesondert

behandelnde Katalogisierung. Das heißt aber keineswegs, daß die Herausgeber sich mit einer bloßen Aufzählung begnügt hätten; allein die Datierungsfrage — in Schlesien besonders schwierig — verarbeitet eine Fülle von Einzelbeobachtungen und ebenso finden sich allerorten kurzgefaßte Bemerkungen, die eine Subsumierung einzelner Werke unter bestimmte Gruppen oder Meister vornehmen. Was hier an wissenschaftlicher Arbeit geleistet worden ist, kann nur der Forscher ermessen; der Laie, der sich die Geduld zur Durcharbeitung des Katalogs schwerlich nehmen wird, sei auf den in Aussicht genommenen zweiten Band vertröstet, der eine Ergänzung des Materials über den Rahmen der Ausstellung hinaus und dazu einen ausführlichen Textteil voraussieht.

Die Katalogbemerkungen über die ältere Phase der gotischen Plastik sind als Ergänzungen des schon genannten Buches von Wiese zu betrachten, und man bemerkt dabei mit Genugtuung, daß der Forscher seinem ersten Werke manche Verbesserung hat zuführen können. So sind die großen Holzfiguren von Magdalena und den Aposteln im Kunstgewerbemuseum über die frühere Datierung „um 1375“ mit Recht ein paar Jahrzehnte zurückgeschoben worden, ist ferner die Pietà der Mathiaskirche aus der Zeit „um 1400“ richtiger in die Zeit „um 1430—40“ versetzt worden und dergleichen mehr. Über einzelne Datierungen und Zuschreibungen wird man naturgemäß noch in eine Diskussion eintreten müssen, aber dazu ist ja dieser Band auch geschaffen; ohne ihn wäre sie kaum möglich. Zusammenfassend läßt sich sagen, daß wir hier eine der wichtigsten Publikationen über die schlesische Kunst besitzen, und es ist dem Preußischen Ministerium für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung, der Provinzialverwaltung von Niederschlesien, dem Magistrat der Stadt Breslau, der Gesellschaft der Kunstfreunde sowie einigen privaten Förderern aufs wärmste dafür zu danken, daß sie die Herausgabe dieses Werkes gefördert haben, das für Schlesiens alte Kultur in so anschaulicher Weise zeugt. Keine schlesische Stadt, keine öffentliche Bibliothek sollte verfehlen, das Buch zu erwerben.

Landsberger.

Erich Graber: Die Inventare der nichtstaatlichen Archive Schlesiens. Kreis Neustadt. Im Auftrage der Historischen Kommission für Schlesien und des Vereins für Geschichte Schlesiens. (Codex

diplomaticus Silesiae Band XXXIII.) Breslau, Trewendt u. Granier, 1928.

Das in unzähligen Privatarchiven von Städten, Gemeinden, Gutsbezirken schlummernde Material ist der Forschung in der Regel verloren, wenn nicht wenigstens Verzeichnisse veröffentlicht werden, die den Inhalt dieser Bestände mitteilen. Das ist die Aufgabe, die sich das große Unternehmen der Inventarisierung der nichtstaatlichen Archive gestellt hat.

Mit dem vorliegenden Bande treten wir einen Rundgang durch den Kreis Neustadt an. Von den Dörfern abgesehen sind es vor allem die drei Städte Neustadt, Oberglogau und Zülz, deren reiche historische Vergangenheit sich in der Sammlung ihrer Dokumente widerspiegelt. Aus Neustadt ist die ganz einzigartige Schlesierbücherei des Kommerzienrates Max Pinkus besonders erwähnenswert, der seit vierzig Jahren mit größter Sachkenntnis und emsigstem Fleiße neben einer hervorragenden Bibliothek zur schlesischen Geschichte auch zahlreiche Urkunden und Handschriften zusammengetragen hat.

Die Lektüre eines derartigen Regestenwerkes stellt natürlich an den nichtwissenschaftlich geschulten Leser mancherlei Anforderungen. Er hat aber, wenn er sich die Mühe nicht verdrießen läßt, den Gewinn, daß ihm aus den einzelnen Urkunden unmittelbar ein lebendiges Bild der Vergangenheit hervortritt.

Die entsagungsvolle Gelehrtenarbeit, die Erich Graber mit dieser Herausgabe geleistet hat, verdient ganz besondere Anerkennung.

Dr. Willy Cohn

Die Dichtung von Sturm und Drang im Zusammenhang der Geistesgeschichte. Von Prof. Dr. H. A. Korff. Verlag von Quelle u. Meyer, Leipzig, 1928.

Der bekannte Leipziger Literaturhistoriker gibt in diesem Büchlein, das aus Rundfunkvorträgen entstanden ist, eine kurze, in voller Klarheit und Tiefe entwickelte Darstellung der Bewegung des Sturmes und Dranges. Der Verfasser scheidet die beiden Ideenkreise des Sturmes und Dranges: das Ideal des Naturmenschen, wie es in Werther seinen sprechendsten Ausdruck gefunden hat, und das Ideal des faustischen Menschen, der uns als Götze- und als Fausttyp entgegentritt. Das Werk eignet sich dank seiner Präzision und vorbildlichen Leichtverständlichkeit ausgezeichnet zu einer ersten Einführung in das neuerdings öfters behandelte Forschungsgebiet.

L.

Der Werkraum des Handwerks

Die Werkbundaussstellung Breslau 1929 wird unter dem Leitwort „Wohnung und Werkraum“ für die Ideen des neuen Bauens und für den Qualitätsgedanken in der Gestaltung von Wohnung und Arbeitsraum eintreten. In diesem Rahmen kommt den Werkräumen des Handwerks natürlich besondere Bedeutung zu. Es ist bekannt, daß sich gerade der Deutsche Werkbund

von seinen Anfängen an dafür eingesetzt hat, die große Tradition des deutschen Handwerks wieder lebendig zu machen und mit den Mitteln einer neuen Zeit in Einklang zu bringen.

Für die Unterbringung handwerklicher Arbeitsräume auf der Breslauer Ausstellung ist die Errichtung eines eigenen Gebäudes neben der Jahrhunderthalle

gesichert. Es soll eine Anzahl von Werkräumen mit vollständiger Einrichtung beherbergen, die im lebenden Betriebe dargestellt werden, um dem Publikum anschaulich zu machen, wie neben der in mancher Hinsicht vorausgeeilten Industrie das heutige Handwerk, durch moderne Hilfsmittel leistungsfähiger gemacht, zahlreiche Werte erzeugt und unentbehrlich bleibt. Den Herstellungsgang in seinem Verlauf vor Augen zu führen, wird eine der Aufgaben dieser Handwerkschule sein. Teilweise sollen die Erzeugnisse der lebenden Ausstellungsbetriebe dem Publikum unmittelbar zum Kauf angeboten werden.

Zwischen die geräuschvollen Werkstätten wird sich eine ruhige Halle einschalten, in der die wirtschaftliche Bedeutung einzelner Berufszweige in Schlesien, ihre geographische Verteilung und ihre Betriebsführung unter Hilfe des Deutschen Instituts für Handwerksförderung und besonders der betriebswirtschaftlichen Gewerbeförderungsstelle für Schlesien durch Bildtafeln und Modelle erläutert werden. Die Gruppe „Werkraum des Handwerks“ wird demnach in vierfacher Weise tätig werden: 1. Gestaltung des Werkraumes, 2. lebender Handwerksbetrieb, 3. Verkauf der Erzeugnisse, 4. ergänzende Darstellungen.

Die hygienisch und betriebswirtschaftlich, aber auch ästhetisch einwandfreie Gestaltung des Werkraumes und seiner einzelnen Einrichtungsstücke bildet die schwierigste Aufgabe. Es handelt sich hier um die Verteilung der Arbeitsplätze, Hilfsmittel und Maschinen nach den Erfordernissen wirtschaftlicher Betriebsführung. Ferner werden die zweckmäßigen Arten der Heizung und Lüftung und Entstaubung von Werkstätten verschiedener Größe vorgeführt. Unter den Handwerkszweigen werden in erster Reihe solche berücksichtigt, die das heutige Wirtschaftsleben oder die alte Handwerkskultur der Heimatprovinz würdig vertreten. Die Frage, wie sie sich dabei neuzeitlicher, arbeitssparender Technik bedienen, ohne den eigent-

lichen Charakter des Handwerks zu verlieren, wird dabei geprüft. Es versteht sich von selbst, daß in allen Fällen das Gesamtinteresse des Berufs vor dem Interesse einzelner den Vorrang haben muß. Der Charakter der ganzen Ausstellung soll ein wissenschaftlicher und gemeinnütziger sein, so daß ein Vergleich mit einer rein privatwirtschaftlich organisierten Messe nicht gezogen werden kann. Diese Überlegung wird auch der Einrichtung der Verkaufsmöglichkeiten ein besonderes Gepräge geben. Bekanntlich wird ja daneben die Ladenstraße und manche andere Einrichtung der Ausstellung privaten Erzeugern ausgiebige Gelegenheit zu einer wertvollen Kundenwerbung bieten. Innerhalb der hier behandelten Gruppe lenken auch die Einrichtungsstücke der Werkräume selbst die Aufmerksamkeit des Publikums auf leistungsfähige Hersteller.

Dies alles verspricht ein lebensvolles, vielseitiges Bild, bei dessen Aufbau und Betrachtung das Handwerk als Erzeuger und das verbrauchende Publikum, aber auch die Industrie, soweit sie sich in den Dienst von Handwerksbetrieben stellt, manchen Vorteil finden.

Die Leitung dieser Gruppe haben der Direktor der Handwerker- und Kunstgewerbeschule Breslau, Architekt Professor Gustav Wolf, und Architekt B. D. A. Heinrich Rump, Breslau. Die Bearbeitung der großen Aufgabe geschieht im engen Einvernehmen mit den berufenen Vertretern des Handwerks und unter Zuziehung geeigneter Berater für einschlägige Sondergebiete. Die in Breslau tätigen Innungen sind gebeten worden, sich auch des Interesses und der Mitarbeit ihrer schlesischen Berufsgenossen und Gesamtverbände zu versichern, damit der Beruf würdig vertreten wird.

Anregungen werden nur auf schriftlichem Wege an die Ausstellungsgruppe 16 „Werkraum des Handwerks“, Breslau 16, Nahctigallenweg 5, erbeten. Für persönliche Rücksprachen wird eine vorherige schriftliche Verständigung notwendig sein.

Mitteilungen der Vereine

Gesellschaft der Kunstfreunde.

Die Gesellschaft veranstaltet am 18. März ihren letzten Vortrag in diesem Winter im Vortragsraum des Museums der Bildenden Künste. Als Redner wurde Geheimrat Professor Dr. Pinder aus München gewonnen, der über deutsche Barockplastik sprechen wird. Bei der Bedeutung des Redners wie des Themas — gerade Schlesien ist an guter Barockplastik reich — ist mit einem außerordentlichem Besuch des Vortrags zu rechnen.

Schlesischer Bund für Heimatschutz.

Vom Bund für Heimatschutz wird uns geschrieben: In einer Atelier-Ausstellung zeigte der Maler Georg Rasel, Breslau, Aquarelle und Zeichnungen nach architektonischen Motiven. Rasel pflegt vor allem das he-

matliche Bild; er gehört zu den ersten, die insbesondere die Reize der oberschlesischen Holzkirchen entdeckt haben.

B. S.

Festschrift für den Malerbundestag in Warmbrunn.

Erschienen im Verlag: Schlesischer Malerbund, Breslau 1929.

Der Schlesische Malerbund ließ zu seiner 35. Tagung in Warmbrunn eine Sondernummer seiner Fachzeitschrift erscheinen, die dem Schlesischen Kunsthandwerk gewidmet ist. Sie gibt einen brauchbaren Querschnitt durch einzelne Zweige des schlesischen Kunstgewerbes, vor allem durch seine Holzschnitzkunst (Aufsatz von Prof. dell'Antonio) und seine Glaskunst (Aufsatz von Olly Oltmanns).



Rübezahl

Wort- und Liedsatz von Magda Helm in Kusser-Neusalz (12 jährig)

Heiter

1. Es zieht mich nach sei - nen Ber - gen, nach sei - nen son - ni - gen

Höh'n; ich möch - te dort hin ü - ber so man - ches Mal noch gehn.

2. Er tritt mit stolzem Haupte
entgegen mir ganz schön,
führt mich in Tales Gründe
und auf die Bergeshöhn.

3. Und eh' ich mich dann wende,
ruft er mit heit'rem Blick
ein lautes „Wiedersehen“
mir frohgemut zurück.

Der Osterhase

Ein siebenjähriger Knabe (Ernst H.) sendet uns folgende Erzählung:

„Einmal ging ich spazieren. Da kam ich durch ein kleines Gebüsch. Es war alles grün und schön. Auf einmal staubte was auf dem Felde vor mir, und ich war sehr schrocken. Gleich ging ich hin, da sah ich — ach, einen Hasen. Na, zu Ostern soll man sich vor keinem

Hasen fürchten! Da war wieder die Angst vorüber, und ich habe mich gefreut. Ich guckte dem Hasen zu. Aber er machte blos einen Mittagstanz. Er schwenkte die Beine und hopste in die Höhe und tat so, als ob er ein kleines Mädchen wäre. Ach, ich weiß, dem ist der Frühling in die Beine gefahren. Darum ist er so lustig. Und ich war dann auch so lustig wie der Hase.

Schlesisches Singspielreich

Der Spielgewinn!

Lessing war in einer bestimmten Periode seines Lebens ein ebenso leidenschaftlicher wie unglücklicher Hasardspieler.

Einmal, er war damals Sekretär des Grafen Tautenzien in Breslau, erbat er sich von diesem einen größeren Vorschuß mit dem Bemerken, er müßte heute auf jeden Fall gewinnen.

Schon nach zwei Stunden war er wieder zurück — und zwar vollkommen abgebrannt. Als der Graf ihn fragte, was er gewonnen habe, antwortete Lessing düster: Erfahrungen, Exzellenz, Erfahrungen!

*

Dieser Anekdote wäre noch nachzutragen, daß wir Lessings trüben Erfahrungen am Spieltisch die köstliche Figur des Leutnants Riccaut in „Minna von Barnhelm“ verdanken.

Aus dem Berliner Börsencourier.

Schiller und der Trikotagenhändler

Lebte da in Hirschberg ein Trikotagenhändler Namens Zimmer, ein Mann, der sich Talent einbildete in der Stille und nicht nur in der Stille, denn er hätte es allzugern seine Mitbürger wissen lassen, welche dichterische Gaben in ihm schlummerten. Als nun Schillers 100. Todestag in ganz Deutschland begangen wurde, entflammte das den Trikotagenhändler zu einem schwungvollen Dithyrambus auf den großen Kollegen. Aber die Hirschberger Zeitungen, in blinder Verkenennung seines Genius, brachten den Mut zur Veröffentlichung im Feuilleton nicht auf und schickten ihm sein Manuskript wieder zurück. Kurz entschlossen ließ er es nun im Riesengebirgsboten als bezahltes Inserat einrücken und da drückte die Zeitung natürlich ein Auge zu. So erschien denn pünktlich am Todestage unter allerhand Annoncen auch das Zimmer'sche Gedicht, dessen Schlußzeilen emphatisch und unvermittelt in dem Rufe ausklangen:

„Gewaltig war dein Denken ja stets immer,

Dies wünscht zu deinem Todestag Karl Zimmer.“
(Nach einer Mitteilung von Prof. Hannes Avenarius.)

Rundschau

Man schreibt uns folgende wahre Geschichte:

In einem Dorfe des Brieger Kreises erscheint ein Brautpaar bei dem Pastor, und es entwickelt sich folgendes Gespräch: „Haben Sie schon die Lieder für die Trauung ausgesucht?“ — „Jawohl, Herr Pastor, wir

möchten gern Nr. 516 haben.“ — „Nr. 516? Das ist doch, soviel ich weiß, ein Begräbnislied!“ — „Das schadet nichts, es paßt halt gerade so gut für uns. Mein Bräutigam war nämlich Tambour.“ — Das Lied Nr. 516 im Schlesischen Provinzial-Gesangbuch beginnt aber also: „Nun ist der Kreuzberg überstiegen, mein Tabor hab' ich nun erlangt.“

Mitgeteilt von Lehrer T. Gebhardt in Schüsselndorf bei Brieg

Wahres Geschichtchen

Auf einer Strecke bei Landeshut trug sich in einem Abteil folgendes wahres Geschichtchen zu. Ein Vater wollte seinen vierjährigen Sprößling belustigen. Er öffnete das Fenster und tat so, als wolle er seinen Hut hinauswerfen. Dabei aber ließ er den Hut geschickt hinter seinem Rücken verschwinden. Dann pfiff er und der Hut war immer wieder zur Stelle. Das Bürschchen sah sich das Manöver ein paarmal an. Dann griff es plötzlich nach seiner Mütze und warf sie auch zum Fenster hinaus. Als er dann das verdutzte Gesicht des Vaters sah, sagte er ganz trocken: „Nu Vater, pfeif doch amol.“

Aus dem Löwenberger Heimatskalender von 1929.

Gustav Freytag erzählt von seinem Vater

War der Vater auf dem polnischen Gute angekommen, so fand er zuweilen einen wilden Haushalt und fremdartige Gewohnheiten. Es begegnete ihm auch, daß ein störrischer Edelmann, dem er einen Trank aus dem Arzneikasten gemischt hatte, die Flasche mißtrauisch betrachtete und frug: „Was kost's?“ Als die Antwort nur die wenigen Groschen der Taxe nannte, warf er die Flasche verächtlich in die Stubenecke: „Solcher Bettel kann nichts nutzen!“ Dann bin ich auch unnütz,“ sagte mein Vater und verließ das Haus.

Ein harter Kopf

Krause Pauer wird von seinem Braunen furchtbar an den Kopf geschlagen. Mit verbundenem Kopf sucht er nun in der Stadt nach einem Arzt und fragt einen Bekannten nach einem Doktor. Der nennt ihm mehrere „Ja,“ sagt Krause, „ies do o a Tierarzt derrbeine?“ „Was,“ sagt der andre, „wozu willst du einen Tierarzt mit deinem verbundenen Kopf, ich denke, dein Pferd hat dich geschlagen?“ „Ach,“ sagt der Krause, „mitm Kuppe giehts schunt wieder, aber's Pfahrd ies loahm!! —“